

5. **Erweiterte Faktorenanalyse zur Säuglingssterblichkeit in Deutschland: Berücksichtigung qualitativer Daten nach Ausweitung der Quellenbasis**

Der makroregionale Rahmen

5.1. **"Der natürliche Ort der Krankheit ist der natürliche Ort des Lebens": Wohnung, Ernährung und Pflege im Spiegel Medizinischer Topographien**

Im folgenden werden die Medizinischen Topographien nach Indizien für regional unterschiedliche pathologische Zustände in kindlichen Lebenswelten untersucht. Dabei muß jedoch berücksichtigt werden, daß die Ausführungen der Ärzte in den Medizinischen Topographien häufig normiert sind. Dies gilt insbesondere für die Ausführungen unter der Überschrift "physische Erziehung der Kinder"¹. Unter "Normierung" ist zu verstehen, daß immer wiederkehrende Gegenstände zum Teil in der gleichen Reihenfolge behandelt und in übereinstimmender Weise gewertet werden. Interessant für die vorliegende Arbeit sind die Nuancen, die feinen Unterschiede in der Darstellungsweise. So sind die Lebensbedingungen und Behandlungen der Kinder nichtsdestoweniger aufschlußreich und rar in einer Zeit, in der die Lebensphase "Kindheit" in der Gesellschaft noch nicht häufig zum Thema gemacht wurde². Die Medizinischen Topographien geben in bezug auf das Leben der Kinder manchmal schon für den Zeitraum vor der Geburt, häufiger aber für die ersten Jahre nach der Geburt, Auskunft.

5.1.1. **Der ätiologische Faktor Wohnung**

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß der Faktor Wohnung Einfluß auf die Morbiditäts- und Mortalitätsentwicklung nimmt. Zwar äußerte J. Burnett kürzlich berechtigte Zweifel daran, daß die Wohnverhältnisse auf dem Land im 18. und 19. Jahrhundert regionale Mortalitätsdifferenzen in Höhe oder Verlauf begründeten³. Die Autoren der Medizinischen Topographien waren jedoch von diesem Einfluß überzeugt. Deshalb schenken sie den Wohnverhältnissen in der Regel große Aufmerksamkeit. Dabei differenzieren die Ärzte/Autoren häufig selbst zwischen städtischen und ländlichen sowie schichtenspezifischen Wohnbedingungen. Allerdings waren die Unterschiede meistens nur gradueller Natur, denn quantitativer und qualitativer Wohnungsmangel gehörte, ebenso wie Hunger und Mißernten, zum Alltagsleben⁴.

¹ Der Begriff wurde von Ch.W. Hufeland geprägt. Vgl. Anm. 23.

² Vgl. hierzu Ph. Ariès, Geschichte der Kindheit (deutsche Ausgabe 1975), das Kapitel "Die Entdeckung der Kindheit".

³ J. Burnett, "Housing and the decline of mortality" (1991), 176.

⁴ Vgl. H.J. Teuteberg, Homo habitans... (1985), 22.

Am Beispiel eines längeren Zitats aus einer medizinisch-topographischen Beschreibung der in der Nähe des Untersuchungsgebiets Schwalm liegenden Rhön sei auf die Problematik hingewiesen:

"Zu welch für den Fernstehenden geradezu entsetzlich erscheinenden Verhältnissen - der in der Rhön Geborene sieht sie als normal an, der Zugezogene gewöhnt sich durch den täglichen Anblick bald an sie - diese Enge der Wohnungen, dieser Mangel an Betten führt, seien nur drei Beispiele (...) angeführt, nicht vom ärmsten Proletariat, sondern von ganz auskömmlich situierten Leuten. Der Erste besitzt - in hiesiger Gegend ungemein selten - seinen sämmtlichen Grundbesitz schuldenfrei, vergrössert diesen Jahr für Jahr durch Neuankauf, war auch im Stande eine Rechnung von Arzt und Apotheker (...) sofort baar zu bezahlen und doch welches Bild bietet die Wohnung: die Vorder resp. Hauptstube (Länge 4,4, Breite 3,75, Höhe 2,32 Meter) hat gedielten Fussboden, doch ist dieser in der Nähe der Aussenwände in 0,25 Meter Breite ganz feucht, z.Th. mit Schimmel bedeckt, ebenso der untere Theil der Zimmerwände; der Ofen (aus dem Jahre 1755 stammend) hat eine verschliessbare Röhre (die aber ständig mit gefüllten Kaffee- und Suppentöpfen gefüllt ist und offen steht) und die landesübliche Wasserblase. Rings um den Ofen sind Stangen zum Aufhängen von Kleidern und Wäsche angebracht und immer dicht behangen; der Raum unter dem Ofen, soweit ihn nicht ein Gestell zum Runkeltrocknen einnimmt, mit Schuhen angefüllt. An der Südwand des Zimmers stehen zwei Betten (1,9 m lang und 1.0 m breit) zwischen beiden ist ein drittes auf 2 Stühlen improvisiert (1,05 m lang 0,6 m breit). die beiden grossen Betten enthalten ausser den Federkissen auch Stroh; in jedem dieser Betten liegen zur Zeit z w e i Typhuskranke; unter einem Bette steht eine Mulde mit verschimmeltem Lehm. Mobilar besteht aus Tisch, 4 Stühlen und 1 Bank längs der Ost-und Nordwand, auf ihr steht zunächst der Thür ein stets leckendes Wassergefäss. Im Nebenraum, der von der Vorderstube nur halb getrennt ist, (2,65 m lang, 3,75 m breit, 2,32 m hoch) steht ein grosser Webstuhl, der die Trennungswand vollkommen einnimmt und mit alten Kleidern, Wäsche, Decken etc. dicht behangen ist. Die Wand der Westseite ist von Nässe ganz verdorben, der Kalk und zum Theil auch der hinter ihm befindliche Lehm ist in einer Fläche von c. 1,2 qMeter völlig abgefallen und wird diese Fläche mit alten wollenen Lappen verhängt; die Dielen sind ganz schwarz, immer feucht. Ein Bett (1,9 m lang, 1,2 m breit) steht in dem Nebenraum; die sehr schmutzigen Bettstücke sind stets ganz feucht. Mobilar ist ausser einem alten Regal nicht vorhanden, dafür liegen in einer Ecke Kartoffeln, Runkeln, Zwiebeln, Wurzelwerk etc., unter dem Bett und unter dem Webstuhle mit Schimmel bedeckte Lederschuhe, alte Strümpfe, Lumpen etc. Ausser den 6 Typhuskranken befinden sich in diesen beiden Räumen noch 3 z.Z. Gesunde, eine Einwohnerin starb vor einigen Tagen an Typhus⁶.

Das Grauen des promovierten Mediziners K.H. Lübben, der zu einer Zeit schrieb, als das Verständnis für die Zusammenhänge von epidemischen Krankheiten und mangelnder Hygiene immer häufiger wissenschaftlich untermauert werden konnten (der Siegeszug der Bakteriologie hatte gerade begonnen)⁶, ist deutlich spürbar. Er brandmarkt in der zitierten Textstelle morbiditätsfördernde Mißstände, die Autoren von Medizinischen Topographien bereits Jahrzehnte früher und in bezug auf ganz andere Gegenden Deutschlands ebenfalls beschrieben und angeprangert hatten: den Verfallszustand der Häuser, die viel zu geringe Wohnfläche im Verhältnis zur Zahl der Bewohner (mindestens 10 Menschen hatten gleichzeitig in den beschriebenen zwei Räumen gelebt), die karge Ausstattung, die Feuchtigkeit der Wände und Bettstätten, den Schimmel an abgelegten Kleidungsstücken, Eßwaren und zum Trocknen gelagerten Feldfrüchten, das Alter der gemeinhin rußenden Öfen ohne

⁵ K.H. Lübben, Beiträge zur Kenntnis der Rhön... (1881),46f.

⁶ Vgl. M. Vasold, Pest, Not und schwere Plagen... (1991), 247.

Schornstein, die Tatsache, daß dieselben zum Kochen verwendet wurden und die Unmöglichkeit, Kranke im Bedarfsfall zu isolieren.

Fast einhundert Jahren hatten sich die Gegebenheiten - zumindest auf dem Land - wenig verändert, wie ein Zitat aus der 1793 erschienenen Topographie der Grafschaft Ravensberg von G.W. Consbruch belegt:

"Ein (...) Meyer hat oft mehr Güter und Einkommen, als ein adelicher Gutsbesitzer. Demohnerachtet lebt er mit seiner Familie ganz einfach und schlecht, wie jeder andere gemeine Bauer. ... Im Winter, wo er ausser dem Hause eben keine Geschäfte hat, sondern sich in seiner Stube mit Spinnen und Weben beschäftigt, ist seine enge Stube von Menschen, Vieh und Hausrath voll gepfropft. Die ganze Hausgenossenschaft, und oft auch noch überdem die Nachbarn kommen in derselben zusammen. Die männlichen Personen dampfen unaufhörlich stinkenden Tabak, und oft leisten ihnen auch die Weiber Gesellschaft. Der Ofen ist bis zum Rothglühen eingeheizt. Gegen Abend wird eine Thranlampe angezündet, die unter der Decke des Zimmers hängt, und einen schwachen schauderlichen Schimmer nebst einem dicken stinkenden Rauche verbreitet; und mit allen diesen angenehmen Düften vermischt sich dann die leibliche Ausdünstung der vielen Menschen. - Man denke sich in ein solches Zimmer hinein, und man wird sich wundern, daß nicht alle lebendige Wesen darinnen ersticken. Kaum kann die schwarze Höle in Calecuta fürchterlicher sein, als eine solche Spinnstube im Winter! -- dazu kömmt noch, daß der arme Bauer bei sehr strenger Kälte seine Ziegen, Hühner und andres kleine Vieh nebst seinem Gemüsevorath mit in die Stube nimmt, um sie vor dem Erfrieren zu schützen. Ich mußte in dem Winter 1788 schrecklichen Andenkens einigemal in solche Pesthöhlen hineinkriechen, um darinnen befindliche Kranke zu besuchen; aber nicht möglich war mirs, eine kurze Zeit darinn auszudauren"⁷.

Auffällig distanziert und angewidert registriert der Autor zunächst einmal den Gestank in den Winterstuben der westfälischen Bauern. Er bringt diesen Gestank in direkten Zusammenhang mit den krankheitserregenden Stoffen, die der Boden, die Pflanzen, die Tiere und Menschen in diesen engen, überheizten, sauerstoffarmen, übervollen Räumen seiner Vorstellung gemäß ausschwitzen.

Vermutlich beziehen sich die Unterschiede zwischen den Darstellungen Lübbens und Consbruchs eher auf den veränderten ärztlichen Blick der Autoren als auf die geschilderten Wohnbedingungen. So finden sich in den übrigen Topographien parallele Hinweise auf den Umstand, daß Häuser nicht selten auf unpassendem Baugrund, z.B. in sumpfigem Gelände, errichtet wurden, daß dieselben in der Regel weder auf dem Land noch in der Stadt hinreichend gegen extreme Witterungsbedingungen geschützt waren und daß die sanitären Verhältnisse selbst in den Städten häufig noch weit über das Ende des Berichtszeitraumes hinaus katastrophal waren. In der Stadt wurden die sogenannten Abtritte nicht regelmäßig geleert oder gar in der Nähe von Brunnen angelegt, auf dem Land wurden die menschlichen Exkremete oft wie diejenigen der Tiere entsorgt: auf dem Dung- oder Misthaufen direkt vor dem Haus.

Es ist für die vorliegende Arbeit von Interesse, ob und inwieweit sich die geschilderten Wohnbedingungen regional unterschieden und auf welche Weise sie sich auf die Überlebenschancen von Neugeborenen und Kleinkindern auswirkten.

Regionale Unterschiede sind nur schwer auszumachen. Bei den beiden westfälischen Topographien (Consbruch 1793 und Schultz-Hencke 1877), die zeitlich ca. 80 Jahre ausein-

⁷

G.W. Consbruch, Medizinische Ephemeriden... (1793), 30f.

anderliegen, fällt die Betonung sozialer Gegensätze zwischen den begüterten Landleuten (Meyer bzw. Colone genannt) und den von diesen direkt abhängigen nicht besitzenden Heuerlingen auf. Trotz aller Gemeinsamkeiten in der Ausstattung und v.a. winterlichen Nutzung der zentralen Wohnstube darf nämlich nicht übersehen werden, daß die Bauern gewöhnlich ein großes Gehöft mit Stallungen und separatem Wohntrakt ihr eigen nannten. Die Heuerlinge hausten dagegen in kleinen Hütten (Kotten) auf abgestecktem Grund des Colon zur Miete. Auf die Säuglingssterblichkeit hatten diese schichtenspezifischen Wohnverhältnisse aber offenbar nur einen geringen Einfluß, denn wie die Abb.4.2.2.h. zeigt, waren die Mortalitätsdifferenzen zwischen den Säuglingen von Altarleuten (Herbesitzern) und Heuerlingen im Zeitraum 1700-1849 im westfälischen Kirchspiel Hartum gering.

Die vier hessischen Topographien (Rhön 1881, Fürstentum Waldeck 1857, Fulda 1806 und Kassel 1878) unterschieden sich deutlich in ihrem räumlichen und zeitlichen Bezug⁸. Sind die Aussagen zu den Wohnverhältnissen in den Städten und für das gesamte Fürstentum Waldeck so allgemein, daß sie wenig informativen Charakter haben, so sind sie für die Rhön so spezifisch, daß sie nur in sehr begrenztem Maß auf die Gegebenheiten im Untersuchungsgebiet Schwalm zu übertragen sind. Denn während sich die bereits weiter oben zitierten und vom Verfasser der Rhön-Topographie, Lübben, ausdrücklich als "deprimierend" bezeichneten Wohnbedingungen "ohne grossen Fehler auf die ganze Rhön übertragen [lassen]"⁹, so ist für die Schwalm aufgrund des sehr unterschiedlichen wirtschaftlichen und sozialen Gefüges in den einzelnen Ortschaften von größeren intraregionalen - dorfbezogenen - Kontrasten auszugehen¹⁰. Daß es die überheizten, überfüllten, als Arbeits-, Schlaf-, Eß- und Wohnraum genutzten Winterstuben jedoch in beiden hessischen Regionen gab, davon zeugen Berichte über den verbreiteten Nebenerwerb in beiden Gebieten (Rhön: Weberei, Peitschenstockmacherei, Schusterei, Holzschnitzerei¹¹, Schwalm: Spinnerei, Lein- und Wollweberei¹²). Das folgende, recht romantisierende Zitat bezieht sich ausdrücklich auf die Schwalm:

*"Im Winter versammeln sie sich in den Spinnstuben, wo gesponnen, erzählt, gelacht und gescherzt wird. Selbstverständlich ist die Hitze in solchen Spinnstuben eine für den Fremden fast unerträgliche; aber der Schwälmer braucht eben, um es gemütlich zu finden, eine hochgradige Wärme"*¹³.

Die vier württembergischen Topographien erweisen sich für die Ermittlung der Wohnverhältnisse als recht unergiebig¹⁴. Daß Informationen über Wohnverhältnisse nur schwer

⁸ Die Medizinische Topographie, die direkt für die Schwalmregion erstellt wurde, konnte in der vorliegenden Arbeit nicht berücksichtigt werden, weil sie wenig Informationen enthält, die in Zusammenhang mit dem Thema von Interesse sind.

⁹ K.H. Lübben, Beiträge... (1881), 39.

¹⁰ Die sechs Leimbacher Höfe waren z.B. "behäbige Güter", keiner bewirtschaftete weniger als 30 ha fruchtbaren Landes. Größer und sozial differenzierter war nach Born (1961, 86f.) z.B. das berufliche Gefüge 1750 in Loshausen (23 Vollbauern, 21 Handwerker, 10 Tagelöhner) oder Willingshausen (17 Vollbauern, 31 Handwerker, 25 Tagelöhner). Vgl. A.E. Imhof, Die verlorenen Welten... (1984), 27.

¹¹ K.H. Lübben, Beiträge... (1881), 39.

¹² I.E. Kloke, "Untersuchungsgebiete - Ortsbeschreibungen" (1990), 133f.

¹³ J. Pistor: Das Schwalmthal und seine Bewohner. In: Aus allen Welttheilen XIII. Leipzig: 1882, 100. Da auf der Grundlage des Schwalm-Datensatzes keine berufsgruppenspezifische Analyse der Säuglingssterblichkeit durchgeführt worden ist, konnte der Einfluß der heimgewerblichen Tätigkeit bzw. der damit verbundenen häuslichen Verhältnisse auf die Säuglingssterblichkeit nicht überprüft werden. Fraglich ist auch, ob die Berichte über Spinnstuben aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts auf den Berichtszeitraum der demographischen Analyse zu übertragen sind.

¹⁴ Dies trifft insbesondere auf die "Geburtshilffliche Topographie Württembergs" (1827) zu. Drei weitere, städtische Topographien (Sulz 1809, Stuttgart 1815 und 1834), enthalten jeweils nur sehr knappe Informationen, die, wie schon im hessischen Fall, nicht auf das ländliche Untersuchungsgebiet Herrenberg im Gäu übertragen werden können.

zu gewinnen sind, zeigt der Umstand, daß die von A. Maisch herausgebrachte, umfangreiche Monographie "Notdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken", die sich im wesentlichen auf einen der Hauptorte des Herrenberger Untersuchungsgebietes, Bondorf, bezieht, trotz großer Detailfreudigkeit wenig entsprechende Informationen enthält. Den zahlreichen Quellenbelegen und übersichtlich gestalteten Grafiken ist dennoch Folgendes zu entnehmen: In Bondorf lebten in dem Zeitraum von 1795 bis 1829 11,2% "Großbauern" (Landbesitz: >15 ha), 29,1% "Mittelbauern" (5-15 ha), 29,2% "Kleinbauern" (2-5 ha), 26,5% "Unterbäuerliche" (0-2 ha) und 4% "Landlose"¹⁵. Als der Großbauer und Gerichtsverwandte Hans Brückner aus Bondorf 1761 starb, hinterließ er neben Wiesen, Wald und Gartenland zwei Häuser. An Mobilar waren bei seinem Tod in beiden Häusern zusammen vier Bettladen, ein Lotterbett, ein Kinderbett, eine Reisetruhe, vier Tröge, ein Mehlkasten, ein Kopfhaus, zwei Tische, zwei Lehnstühle, eine Bachmolte, eine Schranne ohne Lehne und ein Fußschemel vorhanden¹⁶! Demnach trifft auch hier zu, was die Medizinischen Topographien wiederholt betonen: Mag der wohlhabene Landmann mitunter über zwei Kammern statt einer, gebohlte Dielen und Öffnungsvorrichtungen an den Fenstern, über eine andere Kochstelle als den Ofen in der Hauptstube und über separate Stallungen verfügt haben, die Innenaustattung der Wohnräume war in der Regel ebenso karg, die Wände mit großer Sicherheit ebenso feucht wie bei den Landleuten mit wenig Landbesitz.

Die Berichte über vergleichbare Wohnverhältnisse zwischen Angehörigen unterschiedlicher sozialer Gruppen in Bondorf sind für die Interpretation der Säuglingssterblichkeit von einigem Interesse, da sie eine mögliche Begründung dafür liefern, warum die berufsgruppenspezifischen Mortalitätsunterschiede in Herrenberg, wie übrigens auch in Hartum, gering waren. Gerade innerhalb des Blocks der agrarischen Berufe waren die Überlebenschancen von Säuglingen, deren Väter ausschließlich Bauern waren, nicht größer als diejenigen von Säuglingen, deren Väter zusätzlich einem Zweitberuf nachgingen (Abb.5.2.3.o.). Allerdings sind die vergleichbaren Wohnverhältnisse sicherlich nicht der ausschlaggebende Grund für die beobachtete Übereinstimmung.

Die ausführlichste der badischen Topographien ist die des Amtsbezirkes Kork von 1855. Der Amtsbezirk ist südwestlich von Kehl und damit nur wenige Kilometer vom Untersuchungsgebiet im nordwestlichen Teil der Ortenau gelegen. Zwei weitere Medizinische Topographien sind den badischen Kleinstädten Ettlingen (1818) und Pforzheim (1812) gewidmet. In unmittelbarer Nähe des Untersuchungsgebietes auf der anderen Rheinseite liegt Straßburg, für das eine Topographie in französischer Sprache aus dem Jahre 1816 vorliegt. Zweierlei fällt bei den Deskriptionen der Wohnverhältnisse in Stadt und Land auf: erstens die Betonung der Reinlichkeit in den Straßen und Gassen und zweitens die bis zur ersten Rheinkorrektion (1817-1876) regelmäßig eintretenden Überschwemmungen der Häuser in den rheinnahen Dörfern. Bemerkenswerterweise spricht Schaible¹⁷ für die nördliche Ortenau von Wohnungen, die *"im Allgemeinen geräumig und gesund"* waren, über mehr als eine Wohn- und Schlafstube verfügten und offenbar häufiger als anderswo mit Abtritten ausgestattet waren, denn der Autor beklagt sich nicht über den Mangel an Abtritten, sondern lediglich über deren Lage *"hinter den Schweineställen"*. Die Überschwemmungen, die mehrmals im Jahr auftreten konnten, wurden beim Erreichen der Häuser durch das Faktum begünstigt, daß die Wohngebäude häufig tiefer als die Ortsstraße lagen. In Folge des verbreiteten Fischfanges hatten *"die Häuser ... hier gewöhnlich einen Vorbau - Kühlmorgen - der mit Fischernetzen behangen ist"*¹⁸.

¹⁵ A. Maisch, Notdürftiger Unterhalt... (1992), 86.

¹⁶ Ebda., 78.

¹⁷ J. Schaible, Geschichte des Badischen Hanauerlandes... (1855), 192f. und 230f.

¹⁸ Ebda., 230.

In der Ortenau hatten die Säuglinge von Fischern, deren Wohnungen nach den obenstehenden Mitteilungen regelmäßig von Überschwemmungen bedroht waren, die günstigsten berufsgruppenspezifischen Überlebenschancen (Abb.4.9.e.). Dies deutet einmal mehr darauf hin, daß die Wohnverhältnisse als entscheidender Faktor für die differentielle Säuglingssterblichkeit zu vernachlässigen sind.

Die Autoren der Medizinischen Topographien schätzten den Einfluß des Faktors Wohnung auf die Säuglings- und Kindersterblichkeit allerdings ganz anders ein:

"In diesem Quartier [Wohngegend in Sulz mit kleinen, feuchten, überbelegten Häusern in morastigen Straßen - I.E.K.] findet man dann auch die meisten Kinder von solch üblem Wachsthum, daß es jedem Fremden auffallen muß. Sie haben ein erdfahles Aussehen, dicke Häuse, Kröpfe, und einen aufgedunsenen Bauch;..."¹⁹. (1809)

"In diesen Räumen [betr. Fürstentum Waldeck - I.E.K.], bei oft und bis zum Juni stark geheiztem Ofen, wohnt in der Regel nicht weniger, als eine Familie, nicht selten Grosseitern, Eltern, Kinder und Enkel und schlafen in Betten schwer und heiss in diesen Stuben oder in einem daran stossenden Kämmerchen. Das solche, ein Brüttnest für Ungeziefer, ein Labsal bei oft und oft fälschlich angeschuldigtem Rothlauf, Erkältung, auch mannigfach Krankheitsursache werden können, erleidet keinen Zweifel"²⁰. (1857)

"Dass ein solches enges Zusammenwohnen [wie in den Rhönhäusern - I.E.K.] der Ausbreitung von Epidemien ungemein förderlich sein muss, liegt auf der Hand - ...". "Die moralischen Folgen eines solchen Zusammengedrängtseins in Wohnung und Bett näher zu schildern, dürfte überflüssig sein, sie liegen allzusehr auf der Hand. Die Folgen dieser Überfüllung der Betten für die Gesundheit der darin Schlafenden bedürfen gleichfalls keiner ausführlichen Besprechung; wie kann eine kontagiöse Krankheit auf ein Familienmitglied beschränkt bleiben, wenn diesem nicht einmal ein eigenes Bett zur Verfügung steht"²¹?" (1881)

"Häufiger [als der Selbstmord in der Grafschaft Ravensberg - I.E.K.] aber ist der Kindermord aus Unvorsichtigkeit, und vorzüglich das Erdrücken der Kinder im Bette. Es ist unglaublich, wie weit sich das Phlegma und die Sorglosigkeit der Mütter in Rücksicht ihrer Kinder erstreckt. Die starke kernfeste Bauerfrau legt ihr Kind neben sich ins Bette, worinn denn auch ihr Mann, und oft auch noch wohl ein oder zwey erwachsene Kinder einquartirt sind. Von der Arbeit des Tages ermüdet, und mit einem von Speisen vollgepfropften Körper überläßt sie sich ganz und gar dem festesten Schlafe, und wie leicht ist es dann geschehen, daß sie bey der geringsten Bewegung das neben ihr liegende hülflose Kind erdrückt"²². (1793).

Dem ist nicht mehr hinzuzufügen als die zusammenfassende Bemerkung, daß sich die Wohnverhältnisse in den besprochenen ländlichen Gebieten im Berichtszeitraum sowohl in regionenspezifischer als auch in schichtenspezifischer Hinsicht nur geringfügig unterschieden.

¹⁹ G.R. Wunderlich, Versuch einer medizinischen Topographie... (1809), 42 (Sulz am Neckar).

²⁰ C. Roerig, Die medicinisch-topographischen Verhältnisse... (1857), 21 (Fürstentum Waldeck).

²¹ K.H. Lübben, Beiträge... (1881), 40 und 46 (Rhön).

²² G.W. Consbruch, Medicinische Ephemeriden...(1793), 60 (Grafschaft Ravensberg).

5.1.2. Der ätiologische Faktor Ernährung

Grundsätzlich widmeten die Autoren der Medizinischen Topographien dem Faktor Ernährung mehr Aufmerksamkeit als dem Faktor Wohnung. Allerdings stand die Beschreibung der Ernährung der Säuglinge und Kinder dabei besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weder in einem angemessenen Verhältnis zu dem von einigen Verfassern ausdrücklich betonten Zusammenhang zwischen typischen gastrischen Kinderleiden und nicht altersgemäßer Verköstigung noch zu dem in den deutschen Ländern langsam angewachsenen medizinischen Diskurs auf diesem Gebiet²³. Die Medizinischen Topographien verharrten vielmehr - um mit Teuteberg und Bernhard zu sprechen - in ihrer Mehrzahl in jener *"vorwissenschaftlichen Phase der Kinderernährung ..., in der empirische Beobachtungen vermischt mit moralisch-pädagogischen Einsichten anstelle wissenschaftlicher Erkenntnisse dominierten"*²⁴. Insbesondere für den regionenspezifischen Vergleich der Stillgewohnheiten sind sie als Quelle dennoch unverzichtbar.

Es sind insbesondere die Medizinischen Topographien von größeren politischen und naturräumlichen Einheiten, die dem Thema Ernährung eine ausführliche Darstellung widmen. Folglich stehen die Hauptnahrungsmittel des Landmannes und nicht des Städters im Mittelpunkt des Interesses der Topographen. Schichtenspezifische Grenzen innerhalb der Bauernschaft werden nicht ausreichend scharf gezogen. Ein Beispiel:

*"Die Hauptnahrungsmittel des Landmanns bestehen aus Mehlspeisen, Mehlsuppen, Mehlbreyen, Eyerkuchen, Pumpernickel, Kartoffeln, Rüben, Möhren, großen Bohnen, Erbsen und Kohl. Sein Frühstück des Morgens besteht Jahr aus Jahr ein in einer Mehlsuppe, oder Buchwaizengrützen mit Milch gekocht, und dieses Frühstück nennt er das Imbt. Im Sommer genießt er fast nichts, als saure und gekäsete Milch nebst Butterbrot und Speck. Die Gemüsearten werden nicht eher auf den Tisch gebracht, als bis sie ihre ganze völlige Reife erlangt haben; und dann wird fast alles mit Speck gekocht, und wenn es die Umstände erlauben, so fett, wie möglich; denn dies ist für ihn die größte Delikatesse. Frisches Fleisch genießt er fast gar nicht, ausser bey gewissen Feyerlichkeiten, Hochzeiten, Kindtaufen u.dgl. Sein Getränk ist Wasser - wobey es ihm eben nicht drauf ankömmt, ob es rein oder trübe, Quell- oder Flußwasser ist. Auch trinken einige ein schwaches Halbbier, welches aber kaum den Namen des Biers verdient. Ausserdem liebt der Bauer aber auch den Brandwein sehr, welchen selbst Kinder von 7-8 Jahren schon trinken"*²⁵.

Consruchs Schilderung bezieht sich auf die westfälische Grafschaft Ravensberg gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Obwohl die Aufzählung der Speisen und Getränke aus heutiger Sicht äußerst kärglich und wenig abwechslungsreich erscheint, spricht doch einiges dafür, daß es sich um die Nahrungsmittel von landbesitzenden Großbauern (Colonen) handelte. Nur diese konnten regelmäßig Eier, Butter, Speck und Bier auf den Tisch bringen. In Westfalen war gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Vorrangstellung der Getreideprodukte noch nicht schichtenspezifisch²⁶. Der Pumpernickel, noch heute als westfälische Sauerteigspezialität bekannt, wurde als Mischung aus geschrotetem und nicht selten mit

²³ Ch.W. Hufelands Buch: "Guter Rath an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren", Leipzig 1799, erschien im 19. Jahrhundert in immer neuen Auflagen. Hufeland prägte den Begriff der "physischen Erziehung", unter dessen Überschrift sich in zahlreichen Medizinischen Topographien Informationen zum frühkindlichen Lebensalltag finden lassen. Zum medizinischen Diskurs auf dem Gebiet der Kinderernährung vgl. u.a.: A. Jacobi: "Die Pflege und Ernährung des Kindes", in: C. Gerhardt (Hrsg.): Handbuch der Kinderkrankheiten, Bd.1, Tübingen 1877.

²⁴ H.J. Teuteberg und A. Bernhard, "Zur Entwicklung der Säuglings- und Kinderernährung" (1986), 387.

²⁵ G.W. Consruch, Medicinische Ephemeriden... (1793), 33f.

²⁶ Nach H.J. Teuteberg und G. Wiegelmann (Unsere tägliche Kost... [1986], 110) fehlte die Kartoffel bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in den meisten westfälischen Landschaften auf den Feldern.

Kleie versetztem Roggenmehl und Wasser zuerst gegoren, dann geknetet und zuletzt gebacken. Das dunkle Grobbrot war schwer verdaulich und verursachte selbst Erwachsenen, die es nicht gewohnt waren, Magenbeschwerden. Wie der Topographie für den preußischen Kreis Minden, der die ehemalige Grafschaft Ravensberg einschloß, zu entnehmen ist, wurde er dennoch, sogar in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch, Säuglingen verabreicht:

*"Alle diese, durchgängig schwer verdaulichen und dabei oft sehr wenig nahrhaften Speisen geniessen schon die kleinen Kinder mit und es ist keine seltene Erscheinung, dass dem unruhigen Säuglinge zu seiner Beruhigung ein Stück Pumpnickel in die Hand gegeben wird"*²⁷.

Auch wenn gegen Ende des 19. Jahrhunderts darüber hinaus unverändert Kohl, Bohnen, Erbsen, Mohrrüben und Rüben als Gemüse gegessen wurden, die Milch immer noch zu Mehlsuppe verarbeitet und durch längeres Stehenlassen gesäuert wurde und der Fleischverzehr so selten wie zuvor war, so hatte sich doch eines grundlegend geändert: Neben den Getreideprodukten war die Kartoffel zum wichtigsten Nahrungsmittel insbesondere der mittel-, klein- und unterbäuerlichen Schichten geworden²⁸. So ist es kein Zufall, daß sie in der 1793 erschienen Topographie von W. Consbruch zwar bereits erwähnt wurde, aber doch erst an sechster Stelle nach fünf Gerichten auf Getreidebasis. Ohne die Kartoffel wäre der schnelle Bevölkerungszuwachs im 19. Jahrhundert nicht möglich gewesen, so formulieren Teuteberg und Wiegelmann pointiert²⁹. Der Nahrungsspielraum wurde erweitert, die Abhängigkeit vom Getreide und dessen Preis nach guten oder schlechten Ernten verlor sich. Mißernten hatten deshalb (mit Ausnahme der letzten 1846/47, die infolge von Kartoffelkrankheiten hervorgerufen wurde) nach den Napoleonischen Kriegen nicht mehr die gleichen katastrophalen Folgen wie zuvor. Vor diesem Hintergrund formulierte Lübben, der Verfasser der Rhön-Topographie, im Jahr 1881 ebenso zugespitzt:

*"Ohne Kartoffel wäre die Masse der Kleinbauern, die sich kaum vom Proletarier unterscheiden, hier zu Lande gar nicht möglich; nicht mit Unrecht ist ja schon die Kartoffel ein Fluch für unser Vaterland genannt worden"*³⁰!

Es bleibt zu ergänzen, daß die Forschung heute bemerkenswerterweise von einem Nord/Süd-Gefälle im Zusammenhang mit der Einführung, Durchsetzung und Verbreitung der Kartoffel in den deutschen Territorien ausgeht. Demnach war sie an der gesamten Nord- und Ostseeküste mindestens bis zur Hungersnot 1770/71 als Alltagspeise noch selten, während sie in bodenarmen Gebirgsgegenden, am Oberrhein, in Pfalz-Zweibrücken und in anderen südlichen Gegenden bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts Einzug gehalten hatte³¹.

Ein Einfluß auf die Entwicklung der Säuglingssterblichkeit ist von dieser Ernährungsumstellung vor dem Hintergrund der Berliner Daten nicht zu erkennen. So gab es zwar auch im Zusammenhang mit der Säuglingssterblichkeit ein Nord/Süd-Gefälle, dasselbe ist jedoch durch eine relativ niedrige Säuglingssterblichkeit im Norden und eine relativ hohe im Süden Deutschlands gekennzeichnet. Von den süd(west)lichen Untersuchungsgebieten könnte demnach höchstens das Saarland von der Einführung der Kartoffel profitiert haben. In der Ortenau veränderten sich die IM-Werte seit 1790 bis zum Ende des Berichtszeitraumes

²⁷ Schultz-Hencke, Der Regierungs-Bezirk Minden... (1877), 68.

²⁸ "Kartoffeln sind neben Schwarzbrot das vorzüglichste Nahrungsmittel". Zitat Schultz-Hencke: Ebda., 67.

²⁹ H.J. Teuteberg und G. Wiegelmann, Unsere tägliche Kost... (1986), 121.

³⁰ K.H. Lübben, Beiträge... (1881), 19.

³¹ H.J. Teuteberg und G. Wiegelmann, Unsere tägliche Kost... (1986), 111.

kaum (Abb.4.1.d.). Gerade für dieses Gebiet liegt jedoch ein Beleg dafür vor, daß die Kartoffel auch als Säuglingsnahrung Verwendung fand:

"Die Ernährung der Kinder leistet auch ihren Beitrag [zum Vorkommen des Blödsinns - I.E.K.], und vorzüglich in der ärmeren Klasse, indem dieselben schon als Säuglinge einen Schlotzer³² aus gekochten Kartoffeln, die manchmal schon sauer sind, oder aus etwas Brod und Zucker erhalten, und später mit nicht gehörig ausgekochtem, oft halbsaurem Mehl- oder Kartoffelbrei vollgestopft werden; die gewöhnliche Nahrung besteht dann meistens nur aus Roggenmehl, Kartoffeln, Hirse, und Welschkorn, wodurch in Verbindung mit den obigen Verhältnissen der Grund zu Stockungen im Lymphsystem gelegt wird; es beginnen dann Störungen in der Ernährung, deren Folgen Anschwellen der Drüsen, Physkonien, Kropf, Scropheln, Verhärtungen und Entartungen in der harten Hirnhaut ... sind;..."³³.

Darüber, ob die Säuglinge ausschließlich oder zusätzlich auf solche oder ähnliche Art ernährt wurden, oder ob sie nicht doch vornehmlich mit Muttermilch aufgezogen wurden, sollen die nachstehenden - nach Regionen spezifizierten - Ausführungen Auskunft geben. In die Kurzportraits werden örtliche Besonderheiten der Ernährung und Bemerkungen zur Trinkwasserqualität aufgenommen.

"Seit einigen Jahren ist das Kaffeetrinken unter den Landleuten ausserordentlich eingegriffen, und sie schlürfen ihn oft den ganzen Tag hindurch, statt aller übrigen Speisen, mit etwas Brod. Ein solcher Bauernkoffee ist aber nichts anders, als ein kaum gefärbtes kraft- und geschmackloses, elendes Getränk"³⁴.

Die Hauptnahrungsmittel der Westfalen wurden bereits weiter oben erwähnt, Gemüse kam selten, Obst noch seltener auf den Tisch³⁵. Die Säuglinge wurden "gewöhnlich" gestillt und zwar so lange "es die Umstände erlauben". Allerdings gewöhnte die Mutter das Neugeborene offenbar "zwischen durch auch an Mehlbrey, womit sie den Bauch des armen Geschöpfes weidlich anfüllt, und sich freut, wenn der Leib recht dick und rund wird"³⁶. Daß den Müttern bei diesem Tun der Zusammenhang zwischen Säuglingsnahrung und Säuglingssterblichkeit zumindest nicht ganz fremd war, dafür könnte die Übersterblichkeit der unter einjährigen Mädchen (sic!) in den Jahrzehnten 1750-59, 1760-69, 1790-99 und 1800-09 im Kirchspiel Hartum ein Indiz sein³⁷. Hinsichtlich des Genußmittelverbrauchs soll festgehalten werden, daß das Branntweintrinken insbesondere unter den erwachsenen Männern verbreitet war, und schon Jungen von acht Jahren zur Tabakspfeife griffen³⁸.

Im Gegensatz zur Rhön, in der die Kartoffel bereits früh zum wichtigsten Lebensmittel geworden war, dürften in der Schwalm aufgrund der ausgezeichneten Anbaubedingungen, die sogar das Anpflanzen von Weizen erlaubten, Getreide und Getreideprodukte bis ins 19. Jahrhundert hinein die wichtigsten Nahrungsmittel geblieben sein. Im Knüllvorland, am Rande der Schwalm, war bereits im 18. Jahrhundert die Rindviehhaltung bedeutend, so daß auch dann, wenn die Tiere vorzugsweise für den Verkauf bestimmt waren, regelmäßiger als anderswo frische Milch verfügbar gewesen sein wird. Wieweit diese zur Säuglingsnahrung verwendet wurde, läßt sich auf der Grundlage der hier ausgewerteten Quellen nicht klären, ebenso wie das Ausmaß des Stillens in der Schwalm überhaupt. In der Rhön war Stillen durch die Mutter Sitte³⁹. Hinweise auf frühzeitiges Zufüttern breiartiger

³² Ein Fetzen Stoff, als Saugvorrichtung gebunden.

³³ J. Schaible, Geschichte... (1855), 238f. (Amtsbezirk Kork, nordwestliche Ortenau).

³⁴ G.W. Consbruch, Medicinische Ephemeriden... (1793), 34.

³⁵ Ebda., 44.

³⁶ Ebda., 37.

³⁷ Vgl. Abb.4.3.c.

³⁸ G.W. Consbruch, Medicinische Ephemeriden... (1793), 38.

³⁹ K.H. Lübber, Beiträge... (1881), 31.

Kost finden sich nicht. Als Indiz dafür, daß in der Schwalm ebenfalls zu einem hohen Prozentsatz gestillt wurde, mag ein Vergleich der Säuglingssterblichkeitswerte in beiden Regionen gelten. Die Mortalität der Lebendgeborenen lag in der Rhön im Durchschnitt der Jahre 1835 bis 1865 bei 190 p.m.⁴⁰, im Untersuchungsgebiet Schwalm belief sie sich zwischen 1820 und 1859 auf durchschnittlich 141 p.m. Demnach hatten die brusternährten Säuglinge in der Rhön selbst dann deutlich ungünstigere Überlebenschancen als die Neugeborenen in der Schwalm, wenn für letztere von nachteiligen Voraussetzungen aufgrund der Stillgewohnheiten ausgegangen werden müßte. Das Gegenteil anzunehmen entspricht nicht nur der Wahrscheinlichkeit, sondern auch den Anmerkungen A. Bluhms zur Stillhäufigkeit und Stilldauer im hessischen Regierungsbezirk Kassel, demzufolge die *"natürliche Ernährung"* auf dem Lande mit fast 85% noch *"allgemein üblich"* war⁴¹.

Im Untersuchungsgebiet Herrenberg scheint der Anbau von Obst und Gemüse ebenfalls nicht über den saisonbedingten Hausgebrauch hinausgegangen zu sein. So läßt sich nach den Ausführungen Maischs zur landwirtschaftlichen Nutzung der Markungen in Bondorf, Nebringen und Mötzingen auf die zum Verzehr bereit stehenden Lebensmittel indirekt schließen: Der Anteil an fruchtbarem Ackerland betrug in allen drei Gäugemeinden im 18. Jahrhundert ohne Berücksichtigung des Waldlandes über 90%, der Anteil der Wiesen unter 5%. Weingärten gab es nur wenige. Im Rahmen der Dreifelderwirtschaft wurde die Brache spätestens seit den 1790er Jahren in den Anbau mit einbezogen. Geerntete Feldfrüchte waren in erster Linie Dinkel und Hafer, Roggen verlor in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an Bedeutung, der Kartoffelanbau weitete sich nach 1795 aus. Die Tierhaltung nahm gegen Ende des 18. Jahrhunderts ebenfalls zu, Schmalz, geräuchertes Fleisch und Speck wurden entsprechend als Vorräte eingelagert. Vor dem Aufkommen der Kartoffel war der Anteil von Kraut, Rüben und Hülsenfrüchten an der Ernährung erheblich⁴².

Nach Bluhm wurden Anfang des 20. Jahrhunderts in Württemberg in neunzehn Orten, die wiederum in siebzehn verschiedenen Oberämtern lagen, durchschnittlich 38% der Säuglinge nicht gestillt! Die Stilldauer schwankte zwischen 20 Tagen und 6,5 Monaten, im Durchschnitt waren es 3,4 Monate⁴³. Dieses für die Neugeborenen extrem ungünstige Bild bestätigen die Medizinischen Topographien, die interessanterweise darüber hinaus in schichtenspezifischer Hinsicht differenzieren, die nötige Ersatznahrung beschreiben und auf die Folgen des verbreiteten Nichtstillens eingehen. Dies belegen folgende Zitate:

*"Die erste Nahrung ...[der Säuglinge - I.E.K.] macht bei den niedern Ständen die Muttermilch aus, wenn diese fehlt, die abgenommene Kuhmilch, in letzterem Falle wird jedoch bald ein dünner Mehlbrei, der häufig nicht genug gekocht ist und dadurch unverdaulich wird, gereicht"*⁴⁴.

*"Das Ueberfüttern der Kinder verdient hier besonders eine starke Rüge. Man beobachtet es vorzüglich bei Wohlhabenden der untern Stände, wo die Mütter aus Mangel an Bildung und thörigter Affenliebe ihren Kindern Tag und Nacht die untauglichsten Speisen und Getränke zustecken. Besonders wird von denselben unsinniger Weise Kaffee, Wein und Zuckerwaaren im Uebermaaß oft kaum jährigen Kindern gereicht, und keine Vernunftgründe von Seiten des Arztes sind im Stande diesen schrecklichen Mißgriffen abzuhelpen"*⁴⁵.

⁴⁰ Ebda., 30.

⁴¹ A. Bluhm, "Stillhäufigkeit und Stilldauer" (1912), 574.

⁴² Zu diesen Informationen vgl. A. Maisch, Notdürftiger Unterhalt... (1992), 92-104.

⁴³ A. Bluhm, "Stillhäufigkeit und Stilldauer" (1912), 578.

⁴⁴ G. Cleß und G. Schübler, Versuch... (1815), 39.

⁴⁵ Ebda., 40.

"Die großen Fehler, die wir oben bei der physischen Erziehung der Kinder gerügt haben, vorzüglich das Ueberfüttern und die unsinnige Wahl der Speisen und Getränke müssen nothwendig auf die Gesundheit und das Leben der zarten Geschöpfe die schlimmsten Folgen haben. Diese Folgen erstrecken sich zunächst auf das Verdauungs- und Assimilations-system, in die sich im ersten Lebensalter fast ausschließlich alle Lebensthätigkeit concentriert,... Das Kind bekommt Schmerzen im Bauch (Grimmen), es erbricht saure Materien, auf der Zunge zeigen sich Schwämmchen, der Bauch treibt sich auf, während die Extremitäten abmagern und die Haut im Gesicht runzlicht wird, die Talgdrüsen sich wieder mehr erheben, entzünden und eine ähnliche Veränderung einzugehen scheinen, wie die lymphatischen Drüsen im Bauch, die sich allmählich verhärten und zuletzt in Eiterung übergehen. Gewöhnlich durchlaufen die Kinder nicht die ganze Reihe dieser krankhaften Erscheinungen, sondern gehen früher schon zu Grunde unter kleinen Zuckungen, die die Gesichtsmuskeln befallen, Kinder, die die Muttermilch entbehren müssen, sterben hier vorzüglich auf die genannte Weise. ... Unzählich viele Kinder könnten, wenn denselben eine gute Muttermilch gereicht, oder in Ermanglung derselben, frühzeitig ärztliche Hülfe geleistet würde, gerettet werden"⁴⁶.

Diese exakte Beschreibung des Zusammenhangs zwischen Nichtstillen, nicht kindgerechter Ersatznahrung und Sterblichkeit aus dem Jahre 1815 läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Ob es die fehlende Kenntnis dieses Zusammenhangs war, die alle Mütter nach der Meinung des Autors der Topographie zu ungebildeten, aus übergroßer Liebe handelnden Täterinnen machte, die ihre Neugeborenen auf jene totbringene Weise ernährten, oder ob die Frauen die Folgen ihres Tuns billigend in Kauf nahmen, wie in der Forschung angenommen worden ist⁴⁷, kann hier nicht entschieden werden. Tatsache ist, daß die extrem hohe Säuglingssterblichkeit im Untersuchungsgebiet Herrenberg (Abb.4.1.d.) mit Sicherheit auch vor dem Hintergrund des Stillverhaltens gesehen werden muß.

In Baden wurde offenbar häufiger gestillt als in Württemberg, jedoch seltener als in Westfalen oder Hessen. Nach Bluhm betrug der Prozentsatz der nicht gestillten Säuglinge in den ersten neun Tagen nach der Geburt im Durchschnitt der Jahre 1902-10 rund 20%⁴⁸. Die Medizinische Topographie des Amtsbezirkes Kork (nordwestliche Ortenau) stellt fest, daß die Kinder der Unehelichen frühzeitig mit Brei vollgestopft worden seien, während ansonsten das Stillen verbreitet wäre⁴⁹. Gegenteiliges wußte der Autor der "Topographie physique et médicale de la ville de Strasbourg" zu berichten. Hier, auf der dem Amtsbezirk Kork gegenüberliegenden Rheinseite, habe es zwar auch eine generelle Stillneigung gegeben, aber eine für das Stillgeschäft ungünstige Konstitution der Frauen habe dasselbe häufig unmöglich gemacht. Die Folge sei, daß viele Kinder Ersatznahrung erhielten: Brotsuppe, Kuhmilch und besonders Brei, der für die Säuglinge jedoch weniger schädlich gewesen sei, als die Mehrzahl der Ärzte behauptete:

"Beaucoup d'enfants sont aussi élevés avec des panades, avec du lait de vache, avec la bouillie; mais cette méthode exige des soins particuliers. Quoique la plupart des médecins condamnent la bouillie, elle est néanmoins en grand crédit chez nos bonnes mères. ... L'innocuité de la bouillie est prouvée par de nombreux exemples à Strasbourg"⁵⁰.

Während die Säuglinge am Oberrhein somit aufgrund des verbreiteten Zu- oder Ersatzfütterns in bezug auf ihre Ernährung mit Sicherheit eher schlechter als besser gestellt waren

⁴⁶ Ebda., 79-81.

⁴⁷ U. Ottmüller (Speikinder... [1991], 62 und 65) vermutet in der Praxis des Überfütterns eine Kompensation der mütterlichen Schuldgefühle angesichts der durch die Kirche für das eigene Seelenheil postulierten Folgen von "nachgeburtlicher Familienplanung".

⁴⁸ A. Bluhm, "Stillhäufigkeit..." (1912), 576f.

⁴⁹ J. Schaible, Geschichte... (1855), 196.

⁵⁰ J.P. Graffenauer, Topographie physique... (1816), 67.

als diejenigen z.B. in der Schwalm, traf offenbar das Gegenteil auf die Hauptnahrungsmittel der Kinder und Erwachsenen zu:

"Die Nahrung der Bewohner ist einfach, im Allgemeinen naturgemäß und besteht in einer Verbindung von Fleisch und Gemüse. Zum Frühstück ist Suppe, häufig mit Kartoffeln, bei Wohlhabenderen Kaffee mit Cichorie, auch jeweils Gelbrübenkaffee mit einem Beisatz von Milch eingeführt; oft auch nur Milch und gebratene Kartoffeln und Obst. Das Gesinde erhält nebst Suppe noch Käse und Kartoffeln; Fleisch, besonders Schweinefleisch und Gemüse, selten Suppe, dienen meist zum Mittagessen, nach Tisch wird Obst oder Hauskäs gegessen; im Winter wird in der Regel 2 bis 3 Mal Sauerkraut mit Speck und Kartoffeln aufgetragen; das Nachessen besteht in Suppe, saurer oder süßer Milch mit Kartoffeln, auch Mehlbrei oder von Sauermilch selbst bereiteten Hand- und Mättelkäsen, dazu selbst gebackenes gutes Hausbrod. Die Armen haben ganz selten Fleisch"⁶¹.

Selbst wenn man berücksichtigt, daß der zitierte Ernährungsplan wohl am wahrscheinlichsten der einer mittel- bis großbäuerlichen Familie mit Gesinde und großen Anbau- bzw. Wiesenflächen war, so fällt doch die häufige Erwähnung von Milchprodukten und Obst in der Speisenfolge auf. Die Gunst des Klimas ermöglichte in der Ortenau den Obstbau (u.a. Kirschen, Äpfel, Birnen, Zwetschgen, Nüsse, Aprikosen, Pfirsiche), die Viehzucht war ein Hauptgegenstand der Landwirtschaft. Darüber hinaus gab es reichlich Fisch, der in der Topographie als Nahrungsbestandteil allerdings nicht erwähnt wird. Daß die klein- und unterbäuerlichen Schichten von dieser Situation ebenfalls profitiert haben, ist schon den Lebensmitteln zu entnehmen, die das Gesinde in dem obengenannten Beispiel zu essen bekam. Selbst ein Vorteil für die Säuglinge ist denkbar, hatten doch deren Mütter aufgrund der nährstoffreicheren und vor allem vitaminreicheren Ernährung womöglich mehr und bessere Muttermilch als andernorts. Ob und wie sich dieser Vorteil, vorausgesetzt es hat ihn auch im Untersuchungsgebiet Ortenau gegeben, auf die Säuglingssterblichkeit ausgewirkt hat, bleibt auch nach Berücksichtigung der Datenlage fraglich. Ein günstiger Einfluß auf die neonatale Säuglingssterblichkeit ist - zumindest für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts - auszuschließen. In dieser Zeit war die Sterblichkeit im ersten Lebensmonat in keinem Untersuchungsgebiet so hoch wie im badischen. Die postneonatale Säuglingssterblichkeit war in der Ortenau gegenüber der württembergischen Nachbarregion relativ niedrig (vgl. Abb.4.5.e. und Abb.4.5.f). Allerdings ist kaum zu vermuten, daß die Ernährungssituation der erwachsenen Bevölkerung in der fruchtbaren Gäu-Region nahe Herrenberg deutlich schlechter war als in der Ortenau.

Hatten die Menschen in der nordwestlichen Ortenau das Säuglingsalter überlebt, erfreuten sie sich als Folge dieser *"frugalen Lebensweise"*, so der Arzt Schaible, *"einer dauerhaften Gesundheit, und erreich[t]en zuweilen ein hohes Alter bis zu 80 und 90 Jahren"*⁶².

Die Folgen der stärker verbreiteten Mangel- und Fehlernährung in den anderen Territorien waren - z.B. in den Augen des westfälischen Arztes Consbruch - weniger erfreulich:

"Fast bey allen hitzigen und chronischen Krankheiten waren Würmer mit im Spiele... .kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand blieb verschont. ... Den meisten sahe mans gleich beym ersten Anblicke an, was für Gäste sie beherbergten. Ein aufgedunsenes, blasses, sich leicht veränderndes Gesicht, ein mattes Auge und ein träges, unlustiges, rappelköpfiges Wesen, nebst den übrigen bekannten Wurmzeichen, liessen bald vermuthen, was dahinter steckte,..."⁶³

⁵¹ J. Schaible, Geschichte... (1855), 195.

⁵² Ebda., 230.

⁵³ G.W. Consbruch, Medizinische Ephemeriden... (1793), 177f. (Grafschaft Ravensberg).

Die Tendenzen zur verstopfenden, überfütternden Ernährungsweise, Fremd- und Ersatzstillung sowie die abrupte Entwöhnung der Säuglinge wurden in fast allen Medizinischen Topographien als krankmachende Faktoren erkannt, angeprangert und bekämpft. Besonders herausgestellt wurden solche Ernährungspraktiken jedoch in den westfälischen und württembergischen Topographien. Dieser Umstand korrespondiert auffällig mit der überdurchschnittlich hohen exogenen Mortalität in Hartum und Herrenberg im Zeitraum 1800-1850 (App.B.4.g.). Von einem negativen Einfluß der überlieferten Ernährungs- und Pflegegewohnheiten auf die Säuglingssterblichkeit ist daher auszugehen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sowohl regionale als auch schichtenspezifische Unterschiede bei der Ernährung für das Überleben der Säuglinge eine größere Rolle spielten als der Faktor Wohnung.

5.1.3. Der ätiologische Faktor Pflege

Über Eltern-Kind-Beziehungen auf der Grundlage der Medizinischen Topographien zu schreiben, ist im ganzen wenig befriedigend, da die Quelle trotz der Tatsache, daß das Thema unter der Überschrift "Physische Erziehung der Kinder" in der Regel Beachtung findet, nur sehr wenig verwertbares Material liefert.

Für den Vergleich auf regionaler Ebene wurden folgende Pflege-Faktoren ausgewählt, deren Handhabung sich je nach dem Grad der Beachtung oder Mißachtung in unterschiedlicher Weise positiv oder negativ auf die Überlebenschancen der Säuglinge ausgewirkt haben können: die Körperpflege (Schonung der Mutter während der Schwangerschaft sowie vorsichtiger Umgang mit dem Kind beim Baden, Wickeln und Kleiden nach der Geburt), die Beaufsichtigung (in Abhängigkeit von der Arbeitsbelastung der Mutter und gegebenenfalls unter Zuhilfenahme von Beruhigungsmitteln), die medizinische Versorgung (durch Hebammen vor, während und nach der Geburt, durch nicht professionelle Heilkundige und/oder Ärzte in Abhängigkeit von der Bildung und den Vermögensverhältnissen der Eltern) sowie emotionale Äußerungen (des Zorns, der Gleichgültigkeit, der Zuneigung der wichtigsten Bezugspersonen).

An keiner Stelle ist in den Medizinischen Topographien von einer Schonung oder - mit Blick auf das zu erwartende Kind - pfleglichen Behandlung der werdenden Mutter die Rede. Im Gegenteil: Schwangerschaft und Geburt erscheinen als unumgängliche Unterbrechung des Arbeitsalltags der Frau. Laut Consbruch (Grafschaft Ravensberg 1793) und Wunderlich (Stadt Sulz am Neckar 1809) nahmen weder die Bauernfrauen noch die Frauen der sozialen Unterschichten in der Stadt Rücksicht auf ihren Zustand:

*"Im Ganzen genommen sind schwere Geburten unter unserm Landvolke eben so sehr häufig nicht, wie in anderen Gegenden, und es würden derselben gewiß noch weit weniger seyn, wenn die schwangere Mutter während ihrer Schwangerschaft nicht so ausserordentlich sorglos und unvorsichtig wäre"*⁵⁴.

"Wenn sich schon die Wöchnerinnen nicht besonders, oder nicht einmal gehörig in acht nehmen, so ist das eigentliche Kindbetterinnfieber doch sehr selten. Es gibt nicht in jedem Jahr eines, obschon die gemeinen Weiber die Niederkunft und das Wochenbett für so

⁵⁴

G.W. Consbruch, Medicinische Ephemeriden... (1793), 39.

*gering schätzen, daß ich einmal ein Weib, die Morgens geboren hatte, Nachmittags einen Kübel voll Wasser am Bronnen holen sahe*⁵⁵.

Daß ein solches Verhalten wohl weniger, wie die Autoren der Topographien behaupten, der Gedanken- und Sorglosigkeit der Frauen als vielmehr der puren Notwendigkeit entsprang, darauf lassen die ausgesprochen luxuriösen Wochenbettbräuche der Augsburger Oberschicht zu Beginn des 18. Jahrhunderts schließen:

*"Die Sechswöcherin oder Kind-Betterin hatte drei Wochen das Bett zu hüten und drei Wochen noch im Haus zu bleiben, ihre Sechswochen zu halten. ... Sie wird von einer besonderen Wächterin gepflegt, diesen Dienst versieht auch die Bey-Frau, die zudem das neugeborne Kind besorgt. ... Die Wochensuppe wird in einem zinnernen Suppen-Töpflein gebracht. Die Wochenstube ist ein reinlich und wohl meublirtes Zimmer im Hause, worinnen die Kind-Betterin ihre Sechs-Wochen hält und den Wochen-Besuch anzunehmen pfleget"*⁵⁶.

Wie bereits im Zusammenhang mit der Multifunktionalität der zentralen Wohnstube im westfälischen, hessischen, württembergischen und badischen Bauernhaus herausgestellt, waren die Bedingungen auf dem Land selbst für vergleichsweise wohlhabene, grundbesitzende Bäuerinnen völlig andere: Sie bekamen ihre Kinder häufig in Anwesenheit einer Dorfhebamme und zahlreicher Frauen aus dem Dorfe. Ein separates Bett gab es nicht, geschweige denn eine vorübergehende Isolation von der übrigen Familie, von den ehelichen Pflichten gegenüber dem Mann, von der täglichen Arbeit im Haus, im Stall, im Garten, auf dem Feld oder am Spinnrad⁵⁷.

Eine entscheidende Frage für die Interpretation der Säuglingssterblichkeit ist, ob sich diese Lebensbedingungen in den untersuchten Regionen unterschieden.

Da mit J. Dupâquier davon auszugehen ist, daß sich eine hohe Arbeitsbelastung der Mutter auf die neonatale, zu 80% endogene (d.h. durch Geburtstraumata, Mißbildungen oder Lebensschwäche verursachte) Sterblichkeit im ersten Monat auswirkte⁵⁸, würden Berichte über außerordentliche Arbeitsbelastungen z.B. in Württemberg dazu beitragen, die überdurchschnittlich hohe endogene Sterblichkeit der Säuglinge im Untersuchungsgebiet Herrenberg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu erklären (App.B.4.g.).

Tatsächlich unterscheiden sich die diesbezüglichen Ausführungen in den untersuchten württembergischen Topographien nicht wesentlich von den Beschreibungen der Verhältnisse in anderen Regionen. Wie im Kap.4.5. gezeigt werden konnte, liegen an anderer Stelle zwar eindrucksvollere Berichte über die Arbeitsbelastung württembergischer Bäuerinnen vor⁵⁹, aber auch vor deren Hintergrund ist nicht von einer regionenspezifischen Exklusivität der Arbeitsbelastung auszugehen. Betrachtet man nur die Medizinischen Topographien, so deutet nichts darauf hin, daß die mütterliche Arbeitsbelastung in der Grafschaft Ravensberg kleiner war als in Württemberg. Dasselbe ist grundsätzlich auch für das Kirchspiel Hartum anzunehmen, für das, bezogen auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, besonders niedrige neonatale IM-Werte vorliegen (App.B.4.g.).

⁵⁵ G.R. Wunderlich, Versuch... (1809), 50.

⁵⁶ Vgl. A. Schultz: Das Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig: Hirzel 1890, 195f.

⁵⁷ Die Risiken, die sich hieraus für die Gesundheit der Frau ergaben, schildert eindrücklich E. Shorter, Der weibliche Körper... (deutsche Ausgabe 21987).

⁵⁸ J. Dupâquier, "Pour une histoire..." (1994), 201.

⁵⁹ M. Bidlingmaier, Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs (1918); C. Lipp, "Dörfliche Formen..." (1982).

Die Arbeitsbelastung der mittel-, klein- und unterbäuerlichen Landbevölkerung war in allen Untersuchungsgebieten im Berichtszeitraum außerordentlich groß. J. Schlumbohm referiert, daß in Mitteleuropa während des 18. Jahrhunderts 70 bis 80% der Bauern keine Überschüsse aus ihren Höfen erwirtschafteten, sondern nur gerade den Lebensunterhalt ihrer Familien erarbeiten konnten, ein großer Teil sogar das nur durch außerwirtschaftlichen Nebenerwerb⁶⁰. Bezogen auf die Grafschaft Ravensberg heißt es:

*"Die Kinderzucht ist auf dem Lande ganz der Natur überlassen. ... Fängt das Kind an zu kriechen: so wird es sich selbst überlassen; und wenn es nun einige Jahre erreicht hat: so muß es spinnen lernen und auch die übrigen häuslichen Geschäfte nach Maasgabe seiner Kräfte, mit verrichten"*⁶¹.

Im Zitat assoziiert der Verfasser Vernachlässigung mit nebenerwerblicher Tätigkeit und zwar interessanterweise in einer Region, die bekanntermaßen zu den protoindustrialisierten zu zählen ist. Männer, Frauen und ältere Kinder mußten von früh bis spät arbeiten, um das Existenzminimum zu sichern. So allgemein diese Feststellung ist, so summarisch wird in den Medizinischen Topographien in der Regel über die Tätigkeiten der Landleute berichtet, die Hervorhebung regionenspezifischer oder geschlechtsspezifischer Arbeiten ist eher selten:

*"Die Ausdauer und der Fleiss des Landmanns ist nur anzuerkennen und je undankbarer der Boden ist, ..., um so energischer setzt er seine Arbeitskraft ein, um dem sterilen Boden noch das Mögliche abzuringen. Aber auch die Hausfrau entwickelt eine besondere Thätigkeit, indem sie nicht bloss für die ganze Familie und das Gesinde kocht, sondern auch das Futter für das Vieh bereitet und dasselbe selbst füttert. Bei dieser angestregten Thätigkeit kommt es nicht selten vor, dass die sorgende Hausfrau, welche gleichzeitig das Säugegeschäft besorgt, durch den unruhigen Säugling um die so nothwendige Nachtruhe gebracht wird"*⁶².

Der Autor der westfälischen Topographie registriert eine Überlastung der Frau als hart arbeitende Kraft im Familienbetrieb und als stillende Mutter. Er unterscheidet bei seiner wenig differenzierten Information nicht nach der Größe der Betriebe, nach der Anzahl der im Haushalt lebenden Personen (interessant wäre vor allem die Zahl der Kinder), nach der Verfügbarkeit von Gesinde⁶³, nach der Anzahl der zu versorgenden Tiere, nach dem Ausmaß von Nebenerwerb oder nach dem Gesundheitsstand der Frau. Die Mitteilung entspricht vielmehr einer weit verbreiteten Wirklichkeit, sie ist weitgehend unabhängig von spezifischen Lebensumständen und gibt dennoch Hinweise auf typisch weibliche Aufgabenbereiche innerhalb einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Neben den obenerwähnten Tätigkeiten wie Kochen, Zubereitung der Tiernahrung, Tierfütterung und Säuglingspflege⁶⁴, zählten zu den Frauenarbeiten: Backen und Nähen sowie Gartenbau und Vorratshaltung für den eigenen Bedarf, Reinigungsarbeiten (insbesondere der Stallungen und der Wäsche), seasonspezifische

⁶⁰ J. Schlumbohm, Kinderstuben... (1983), 64f.

⁶¹ G.W. Consbruch, Medicinische Ephemeriden... (1793), 37f.

⁶² Schultz-Hencke, Der Regierungs-Bezirk... (1877), 64.

⁶³ In der zitierten Textstelle ist bemerkenswerterweise von einer Überlastung der Frau trotz oder gerade wegen der Verfügbarkeit von Gesinde die Rede. Die Versorgung des Gesindes gehörte in den Verantwortungsbereich der Frau, sie hatte durch das Gesinde Hilfestellung, aber gegebenenfalls auch Mehrarbeit.

⁶⁴ M. Mitterauer schätzt, daß Schwangerschaften und Stillzeiten im vorindustriellen Europa etwa zwei Drittel der Ehedauer umfaßten. Solche Relationen machen es verständlich, daß im Interesse der gesellschaftlichen Reproduktion eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zustande kommen mußte. Wo dies nicht geschah, wurden dem Autor zufolge die Überlebenschancen des Nachwuchses aus wirtschaftlichen Interessen oder existentieller Notwendigkeit bewußt aufs Spiel gesetzt. Vgl. hierzu M. Mitterauer, Historisch-Antropologische Familienforschung (1990), 292 und 295.

Erntearbeit und v.a. dort, wo Hackfrüchte wie Kartoffeln und/oder industriell verwertbare Pflanzen wie Zuckerrüben, Hanf, Hopfen, Gerste oder Tabak angebaut wurden, auch regelmäßige Feldarbeit⁶⁵. War die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bei den Kleinbauern demnach weniger ausgeprägt als bei den Besitzern größerer Höfe, so gab es in den Heimarbeiterfamilien noch weniger ein generelles Muster von männlicher und weiblicher Arbeit. Je nach der Art der Produktion waren die Aufgaben in verschiedener Weise auf die Familienangehörigen verteilt⁶⁶. Für ihre Kinder hatten die Frauen angesichts der täglichen Belastung, der sie ausgesetzt waren, wenig Zeit. Je kleiner sie waren, desto häufiger versuchten die Frauen, sie ruhigzustellen, der Aufsicht dritter zu überlassen oder sie "nebenbei" zu versorgen bzw. zu beaufsichtigen:

*"Bei den ... Kindern giebt oft der Umstand zur Entstehung von Krankheiten Anlass, dass dieselben von den Müttern während der Arbeit mit auf das Feld genommen werden, wo sie oft bei nicht eben günstiger Witterung auf der blossen Erde oder auf einer spärlichen Unterlage spielen oder liegen"*⁶⁷.

Mit Blick auf die relativ ausführlichen Berichte über eine hohe Arbeitsbelastung der Frauen in Westfalen und vor dem Hintergrund der Ergebnisse zur regionenspezifischen Säuglingssterblichkeit (niedrige neonatale Mortalität im Untersuchungsgebiet Hartum bzw. hohe im Untersuchungsgebiet Herrenberg) ist jedoch davor zu warnen, dem Faktor "Arbeitsbelastung der Frau" in bezug auf die differentielle Säuglingsmortalität Allgemeingültigkeit zuzusprechen. Die arbeitsmäßige Belastung der Mütter muß vielmehr zeitlich differenziert und in jedem Fall vor dem Hintergrund örtlicher sozioökonomischer Strukturen überprüft werden (vgl. dazu die Kap. 5.2.1 bis 5.2.3).

Abschließend sollen noch einige Überlegungen zum Faktor "Pflege" angestellt werden. Auf die Bedeutung, die der Faktor Pflege für die Überlebenschancen der Säuglinge in der Altersphase zwischen dem Ende des ersten und dem Ende des sechsten Monats (28-180 Tage) hatte, wurde bereits bei der Analyse der Säuglingssterblichkeit nach Lebenswochen und Lebensmonaten hingewiesen. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatten die IM-Werte für die entsprechende Altersphase in allen sechs Untersuchungsgebieten ausgesprochen nahe beieinander gelegen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts korrelierte ihre Auseinanderentwicklung in den nord- und mitteldeutschen Gebieten positiv mit der Verschärfung regionaler Gegensätze in der Gesamtmortalität der Säuglinge. Am auffälligsten war, daß die Säuglingssterblichkeit in dieser Altersphase nur in einem Untersuchungsgebiet, nämlich in Hartum, deutlich anstieg, während sie in Ostfriesland und dem Saarland in größerem Umfang und in der Schwalm in geringerem Maß zurückging (Abb.4.5.f.). In den Medizinischen Topographien wurde deshalb erstens nach Anzeichen für den Wandel von Pflegenormen und zweitens nach einem Anstieg nachteiliger Still- und Pflegegewohnheiten in Westfalen gesucht.

Tatsächlich stiegen die von Ärzten und Pädagogen definierten Reinlichkeitsnormen für Haus und Hof mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert⁶⁸. Einen ausgezeichneten Beleg dafür gibt Lundgreen⁶⁹ mit dem Vergleich der von dem Pädagogen Rochow⁷⁰ formulierten Ansprüche an eine "gute Magd" von 1776 und 1805. Demnach hatte eine solche in der Originalfassung von 1776 fromm, geduldig, gehorsam, treu und fleißig zu sein. 1805, bei

⁶⁵ Zum Anstieg des Arbeitszuwachses in der Landwirtschaft für die große Zahl der kleinbäuerlichen und landarmen Frauen vgl. Ch. Vanja, "Zwischen Verdrängung und Expansion..." (1992), 457-482.

⁶⁶ Vgl. J. Schlumbohm, Kinderstuben... (1983), 69.

⁶⁷ Schultz-Hencke, Der Regierungs-Bezirk... (1877), 65.

⁶⁸ B. Mesmer, "Reinheit und Reinlichkeit..." (1982), 470-493.

⁶⁹ P. Lundgreen, Sozialgeschichte... (1980), 38f.

⁷⁰ F.E. von Rochow: Sämtliche pädagogische Schriften, hrsg. von Fritz Jonas und Friedrich Wienecke, Bd.1, Berlin 1907, Nr.2.

Rochows letzter Fassung, hatten sich die Erwartungen beträchtlich ausgedehnt. Eine *"gute Magd"* konnte nun spinnen, stricken, nähen, waschen, plätten, kochen und das Vieh füttern. Sie war fleißig, konnte gut lesen, schreiben und rechnen, war reinlich und bescheiden. Diese zusätzlichen Anforderungen an eine neue Reinlichkeit galten selbstverständlich nicht nur für das weibliche Gesinde, sondern auch für die Bäuerinnen selbst, deren körperliche Überlastung im 19. Jahrhundert bereits beschrieben wurde⁷¹.

Auch die Ärzte/Autoren der Medizinischen Topographien äußern sich zum Thema "Pflege". Allerdings sind es in erster Linie Reinlichkeitsmängel, auf die sich ihre Berichte konzentrieren. Die Säuglinge wurden nach übereinstimmender Meinung der Verfasser zu selten, und wenn, zu heiß gebadet. Bis weit ins 19. Jahrhundert wurden sie fest gewickelt und über Stunden durch Lutschbeutel, anhaltendes Wiegen oder Genußmittel wie Süßigkeiten und Alkohol ruhiggestellt. Die Kleidung der Landkinder war nach Meinung der Mediziner zu leicht, Schuhe fehlten nicht selten ganz. Als unmittelbare Folge des unhygienischen Umgangs mit besonders im Winter in der bäuerlichen häuslichen Umgebung ständig anwesenden Tieren, verdorbenen Lebensmitteln und Exkrementen waren Hautkrankheiten sowie Wurm- und Ungezieferbefall allgemein.

Krankheiten stehen im Mittelpunkt des Interesses der Verfasser Medizinischer Topographien. Für die Mediziner ist die Frage nach kindgerechter Pflege deshalb auch immer eine Frage nach rechtzeitiger Inanspruchnahme ärztlicher Hilfe. In der Perspektive der Ärzte hing das Überleben von Kindern im Krankheitsfall nicht selten von der Geschwindigkeit ab, mit der im Ernstfall nach medizinischem Beistand, und wenn, nach welchem, gesandt wurde. Daß letzterer bei einer ernsthaften Erkrankung der Mutter im Zweifelsfall schneller in Anspruch genommen wurde als bei einem Säugling oder Kleinkind, belegt die Medizinische Topographie des Regierungsbezirkes Minden:

*"Der westfälische Landmann versäumt es in den allermeisten Fällen, in Krankheitszuständen bei sich selbst oder in der Familie rechtzeitig ärztliche Hilfe nachzusuchen; erst wenn die Krankheit den Angehörigen und Verwandten gefährlich erscheint, bequemt er sich hierzu und begnügt sich häufig damit, ärztlichen Rath auf 'mündlichen Bericht' zu fordern. Das gilt aber ganz besonders bei Krankheiten kleiner Kinder, 'die ja nicht sagen können, was ihnen fehlt'. Man vertraut hier lediglich der Heilkraft der Natur, nachdem vorher das Heer der vorgeschlagenen, oft unsinnigen Hausmittel erschöpft ist, oder bedient sich der homöopathischen Mittel, ..."*⁷².

Unterschiede in der Bereitschaft einen Arzt zu rufen, beschreibt der Verfasser der Rhön-Topographie:

*"Aerztliche Hülfe ist leicht zu erlangen und doch wie wenig wird sie im Allgemeinen verlangt! Selbst in Orten, in denen ein Arzt wohnt, ist nur in 50-60, allerhöchstens 70% der Todesfälle vorher ein Arzt herbeigezogen und für manche Dörfer geht diese Ziffer auf 25, ja 12% herunter. 'Bei kleinen Kindern', heisst es, 'ist nichts zu machen, alte Leute müssen doch sterben..."*⁷³.

Diese Ausführungen sind in unmittelbarem Zusammenhang mit hoher Säugling- und Kindersterblichkeit zu bringen, sie geben aber keine Auskunft darüber, warum dieselbe sich in Höhe und Verlauf von Region zu Region unterschied.

⁷¹ Eine eindrucksvolle Beschreibung des harten und langen Arbeitsalltags findet sich bei A.E. Imhof und G. Heller, "Körperliche Überlastung..." (1983), 137-156.

⁷² Schultz-Hencke, Der Regierungs-Bezirk... (1877), 65f.

⁷³ K.H. Lübben, Beiträge... (1881), 65.

Was die Inanspruchnahme von medizinischem Personal betrifft, so sind immerhin schichtenspezifische Unterschiede zu erkennen. So sehen die Autoren der ausgewerteten Medizinischen Topographien einen primär bildungsspezifischen und sekundär schichtenspezifischen Unterschied in der Häufigkeit und Eile, mit der die Land- und Stadtbewohner medizinische Hilfe in Anspruch nahmen. Wunderlich betont⁷⁴, *"daß es, wenigstens unter den etwas mehr Gebildeten, Sitte seye, bey Zeiten den Arzt zu rufen"*.

Diese Feststellung korreliert positiv mit den Überlebensvorteilen von Säuglingen der ländlichen Oberschicht (Bürgermeister, Gemeinderäte, Richter, Pastoren) im Untersuchungsgebiet Herrenberg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Abb.5.2.3.m.). Derselbe Vorteil war für das 18. Jahrhunderts nicht nachzuweisen, was wiederum dafür spricht, daß der weiter oben belegte Wandel in den Reinlichkeits- und Pflegevorstellungen zuerst in den gebildeten Schichten zu gunsten der Säuglinge zum Tragen kam. Nicht von ungefähr forderte Consbruch die Hebung der medizinischen Grundkenntnisse durch Volkslehrer, Prediger und Schulmeister⁷⁵.

Wenn die württembergischen Autoren G. Cleß und G. Schübler feststellen, daß es gerade die *"Wohlhabenen der untern Stände"* gewesen seien, bei denen die Mütter *"aus Mangel an Bildung"* und *"thörigter Affenliebe"* ihre Kinder mit unzweckmäßigen Lebensmitteln überfütterten⁷⁶, so ist indessen ein anderes Thema angesprochen, das erstmals im Zusammenhang mit dem Faktor "Pflege" Indizien für regionenspezifische Verhaltensausrägungen liefert. Die beiden Ärzte, die eine städtische Bevölkerung im Blick hatten, gingen davon aus, daß ein hoher Grad an mütterlicher Bildung die Überlebenschancen der Neugeborenen hob, während ein hoher Grad an mütterlicher Zuwendung die Überlebenschancen der Kinder senkte. Ob der Grad der Bildung den Grad der Zuwendung beeinflusste, ließen sie offen. Aus heutiger Sicht ist eindeutig, daß ein höherer Grad an Bildung die Wahrscheinlichkeit vergrößerte, mit der der Zusammenhang zwischen der Praxis des Überfütterns und der hohen Sterblichkeit erkannt werden konnte. Könnte diese Erkenntnis, die die Ärzte in den Medizinischen Topographien formulieren, bei zeitgenössischen Eltern vorausgesetzt werden, so würde sich die Beibehaltung der besonders in Mittel- und Süddeutschland verbreiteten Praxis des Überfütterns in bewußte Vernachlässigung verwandeln⁷⁷. Im Falle der Unkenntnis oder Verdrängung konnten die Folgen des Überfütterns jedoch - bewußt oder unbewußt - mit vermeindlicher Fürsorge und besonderer Zuwendung gerechtfertigt werden⁷⁸. Interessanterweise bezeugen insbesondere die westfälischen und württembergischen Topographien die Mechanismen derartiger Überfürsorge mit tödlichem Ausgang. Gerade sie geben auch Nachricht sowohl von der häufigen emotionalen Ferne zwischen Eltern und Kindern als auch von Pflegepraktiken, deren Schädlichkeit für die Säuglinge im Alltag nicht immer verborgen geblieben sein können. So berichtet G.W. Consbruch in Zusammenhang mit dem Tod eines neunjährigen Jungen:

*"Da die Eltern die Wiederherstellung ihres Kindes nicht zu wünschen schienen: so gaben sie ihm, trotz aller meiner Warnungen, alle Speisen, welche er verlangte, und nach einigen Tagen erfuhr ich, daß der Kranke, da er Abends ein großes Stück Eyeruchen mit Speck gegessen hatte, die Nacht in Konvulsionen gestorben sey"*⁷⁹.

⁷⁴ G.R. Wunderlich, Versuch... (1809), 69 (Stadt Sulz am Neckar).

⁷⁵ G.W. Consbruch, Medicinische Ephemeriden... (1793), 54 (Grafschaft Ravensberg).

⁷⁶ G. Cleß und G. Schübler, Versuch... (1815), 40 (Stuttgart).

⁷⁷ Vgl. U. Ottmüller, Speikinder... (1991), 62ff.

⁷⁸ Ebda.

⁷⁹ G.W. Consbruch, Medicinische Ephemeriden... (1793), 136.

Daß der Tod eines Kindes für die Eltern im Westfalen des 19. Jahrhunderts in der Regel nicht den gleichen Schrecken hatte, den er in der Mehrzahl der Fälle heute hat, belegt für dieselbe Region Schultz-Hencke:

"Die unverständige physische Erziehung der Kinder, zu der auch noch gehört, dass dem Säugling ein Lutschbeutel, den älteren Kindern schon frühzeitig schwere, unverdauliche Speisen verabfolgt werden, trägt die Schuld, dass die Eltern auf dem Lande gewöhnlich den grösseren Theil ihrer Kinder im zarten Alter verlieren. Ohne hierüber einen besonderen Kummer zu empfinden, trösten sie sich mit der allgemein gebrauchten Redensart: der liebe Gott hat mit uns getheilt"⁸⁰.

Kinder kehrten demnach nicht nur in katholischen Regionen in der Vorstellung der Gläubigen zu ihrem himmlischen Vater, der sie fraglos besser versorgen würde als der irdische, zurück.

Das angeführte Zitat liefern zumindest Indizien für mögliche Pflegemißstände im nördlichen Westfalen. Im einzelnen hatten jedoch auch westfälische Quellen keinen zweifelsfreien regionalen Bezug. Auch bei ihnen handelt es sich vor allem um die normierte Kritik an tradierten Verhaltensweisen auf *"dem Land"*. Für die Interpretation regionenspezifischer Säuglingssterblichkeit waren die Medizinischen Topographien deshalb insgesamt von geringerem Wert als erwartet.

⁸⁰

Schultz-Hencke, Der Regierungs-Bezirk... (1877), 65 (Regierungsbezirk Minden).

Der mikroregionale Rahmen

5.2. Dörfliche Säuglingssterblichkeitsprofile vor dem Hintergrund wirtschaftlicher, sozialer und demographischer Regionalstrukturen

5.2.1. Das Untersuchungsgebiet Ostfriesland

Im Vergleich deutscher Landesteile gilt Ostfriesland in bezug auf die Säuglingssterblichkeit des 18. und frühen 19. Jahrhunderts als "Low-Level-Gebiet"¹.

Bei der Suche nach Erklärungsansätzen für die mit weniger als 200 p.m. vergleichsweise niedrige Säuglingssterblichkeit² sind in der Forschung neben der ausgedehnten Stillpraxis³, u.a. geographische⁴, klimatische⁵ sowie mentale und konfessionelle Faktoren⁶ genannt worden. W.R. Lee⁷ verknüpft makroregionale Mortalitätsdaten mit der einer Region zugrun-

¹ Vergleichswerte finden sich, was die übrigen Untersuchungsgebiete der vorliegenden Arbeit betrifft, in App.B.1.d., was andere deutsche Lokaluntersuchungen betrifft, in App.A.2.a. bzw. bei J.E. Knodel, *Demographic behavior...* (1988), Fig.3.1 und Tab.3.1, 42-44 oder W.R. Lee, "Germany..." (1979), Tab.4.10, 186. Auf die Konstanz der Relationen im europäischen Nord-Süd-Gegensatz verweist A.E. Imhof, "Unterschiedliche Säuglingssterblichkeit..." (1981), 362. Vergleichswerte vor allem mit englischen und französischen Lokaluntersuchungen finden sich bei M.W. Flinn, *The European demographic system...* (1981), 130-131. H. Medick (*Weben und Überleben...* [1996], 362) betont den Umstand, daß die niedrigeren Werte in Nord, Nordwest- und Mitteldeutschland sowohl für Orte gelten, deren sozioökonomische Strukturen überwiegend von der Landwirtschaft geprägt waren, als auch für solche, deren Lebens- und Arbeitsverhältnisse von ländlicher Proto-Industrie bestimmt waren. Als Beispiele nennt er auf der einen Seite die Landgemeinde Dittfurt im nördlichen Harzvorland (P. Stephan, "Sterben..." [1993], 45) und auf der anderen Seite Belm im Osnabrückischen (J. Schlumbohm, *Lebensläufe...* [1994], Tab. 3.16, 153).

² Deutlich höher war die Säuglingssterblichkeit in Deutschland z.B. in der badischen Ortenau (vgl. Abb.4.1.d.), auf der Schwäbischen Alb (Laichingen: H. Medick, *Weben...* [1996], 361), im Gäu in Württemberg, Untersuchungsgebiet Herrenberg (vgl. Abb.4.1.d. und 4.1.e.) und in Bayern (Anhausen, Gabelbach, Kreuth: J.E. Knodel, *Demographic behavior...* [1988], 44; Gabelbach: A.E. Imhof, "Unterschiedliche Säuglingssterblichkeit..." [1981], 363; Thalhausen, Massenhausen: W.R. Lee, "Germany..." [1979], 186). Ausgewählte Forschungsergebnisse zur Säuglingssterblichkeit, die den nordwestdeutschen Küstenraum betreffen, beziehen sich auf: Stollham/Butjadingen 1751-75: 161 p.m., 1776-1800: .185, 1801-1825: .117, 1826-1850: .131 [inkl. Totgeb.]; Langwarden/Butjadingen: in denselben Zeitabschnitten: .171, .141, .130 .144 [inkl. Totgeb.] (W. Norden, *Eine Bevölkerung...*[1984],62f.); Hohenfelde/Holstein 1710-1869: 178 bis 141 p.m. [exkl. Totgeb.]; Neuenbrook/Holstein 1760-1849: .185 bis .82 [exkl. Totgeb.]; Marne/Holstein 1760-1869: .330 bis .157 [exkl. Totgeb.] (K.-J. Lorenzen-Schmidt, "Lebenserwartung..." [1983], 167); Amt Segeberg/Holstein 1742-53: 164 p.m., 1754-1766: .193 [inkl. Totgeb.]; Münsterdorf/Holstein 1767-89: .152, 1790-1819: .118 [inkl. Totgeb.] (P. Hanssen, "Über Säuglingssterblichkeit..." [1912], 191 und 198); Kirchspiel Leezen/Schleswig-Holstein 1720-69: .136, 1770-1819: .165, 1820-1869: .103 [exkl. Totgeb.] (R. Gehrman, *Leezen...* [1984], 132); Krummhörn/Ostfriesland: 1720-1869: .114 [exkl. Totgeb.] (Die aktuellen Daten wurden der Autorin von E. Voland übermittelt); Middels/Ostfriesland: 1750-1900+: .122 [inkl. Totgeb.], Werdum/Ostfriesland: 1700-1899: .167 [inkl. Totgeb.] (J.E. Knodel, *Demographic behavior...* [1988], 44).

³ J.E. Knodel (*Demographic behavior...* [1988], 45) führt die niedrige Säuglingssterblichkeit in Middels und Werdum, den beiden nur wenige Kilometer nördlich vom hier besprochenen Untersuchungsgebiet gelegenen Kirchspielen, in erster Linie auf die ausgedehnte Stillpraxis in Ostfriesland zurück.

⁴ A.E. Imhof, "Unterschiedliche Säuglingssterblichkeit..." (1981), 364f.

⁵ A. Perrenoud ("The Attenuation..." [1991], 37) berücksichtigt bei seinen Überlegungen zur differentiellen Säuglingssterblichkeit in Nordost- und Südeuropa zwar skandinavische, nicht aber deutsche Daten.

⁶ A.E. Imhof, "Unterschiedliche Säuglingssterblichkeit..." (1981), 366-368.

⁷ W.R. Lee, "Mortality levels..." (1984), 161-190.

deliegenden ökonomischen Struktur. Wirkten sich im Falle der preußischen Provinzen im 19. Jahrhundert die Intensivierung der Landwirtschaft, die zunehmende Beteiligung der Frauen am Anbau arbeitsintensiver Früchte und damit verbunden die verminderte Stillbereitschaft negativ für die Überlebenschancen der Säuglinge im Osten des Landes aus, so hatten der interregionale Handel, der sich in den Westprovinzen entwickelte, das dort höhere Realeinkommen, die begrenzte Ertragssteigerung im primären Sektor und die engeren familiären Bindungen im häuslichen Gewerbe eher positive Folgen für die Säuglinge. Letzteres galt Lee zufolge auch für Ostfriesland, das als Regierungsbezirk Aurich ab 1866 zum wiederholten Male zu Preußen gehörte.

Läßt man dieses Erklärungsmodell gelten, so spiegeln sich die regionalen Unterschiede in der ökonomischen Entwicklung des frühen 19. Jahrhunderts deutlich im demographischen Bereich. Eine Kausalbeziehung, die in der Forschung aufgrund der nachweisbaren Verbindung von Mortalität und Getreidepreisen zwar für das subsistenzkrisengeschüttelte 18. Jahrhundert wiederholt Zustimmung gefunden hat⁸, die aber mit Blick auf die Zusammenhänge von demographischer Entwicklung und agrarischem Wandel um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert nicht unumstritten ist. Daß jedoch gerade die Säuglingssterblichkeit sehr empfindlich für mikroregionale Unterschiede und überdies wesentlich mehr von anderen Faktoren als der Ernährungssituation abhängig gewesen zu sein scheint, ist einerseits Forschungskonsens⁹ und andererseits die Ausgangsüberlegung für diesen Beitrag.

Im folgenden soll daher die Korrelation von abweichenden Lebensbedingungen und Säuglingssterblichkeit in acht ostfriesischen Kirchspielen erforscht werden. Die Suche nach Indikatoren wurde dabei vom verfügbaren Quellenmaterial¹⁰ bestimmt. Überprüft werden in erster Linie die Merkmale Natur- und damit verbunden Wirtschaftsraum, gemeindliche Sozialstruktur und berufsgruppenspezifischer sozioökonomischer Status.

Das Untersuchungsgebiet Ostfriesland (Abb.5.2.1.a.) umfaßt im Berliner Datensatz elf, in der vorliegenden Untersuchung acht Kirchspiele¹¹, in ihm sind die wichtigsten Bodenbedeckungen des Landes vertreten. So lagen zwar die große Mehrzahl der Ansiedlungen, die den im Untersuchungszeitraum bestehenden Gemeinden den Namen gaben, auf Geestgebiet. Deren Gemarkungen umfaßten jedoch, besonders im nördlichen Teilgebiet, weite Moorflächen und im südlichen Teilgebiet ausgedehnte Flußmarschböden. Nach den jeweils vorherrschenden Bodenarten läßt sich für das 18. und 19. Jahrhundert folgende Klassifizierung der hier interessierenden Kirchspiele vornehmen:

⁸ Nach R. Gehrman (Leezen [1984], 101) herrschte in Schleswig-Holstein bis 1789 das von E.A. Wrigley und R.S. Schofield (The population history...²1989, 372) beobachtete klassische Muster vor, "daß besonders starke Steigerungen der Getreidepreise eine Erhöhung der Mortalität in demselben Jahr nach sich ziehen, während weniger ausgeprägte Teuerungsjahre ihre Folgen in einem Ansteigen der Mortalität mit einer Verschiebung von ein bis zwei Jahren zeigen".

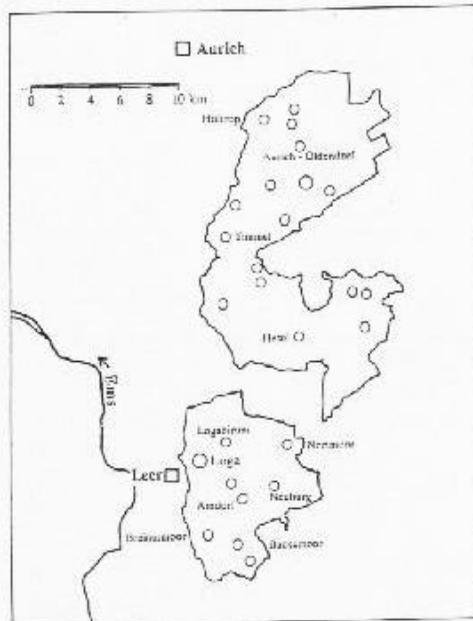
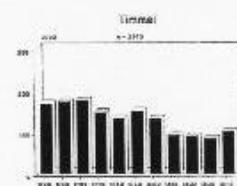
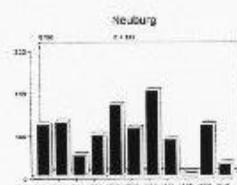
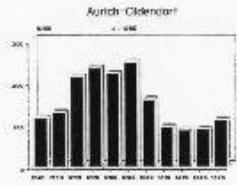
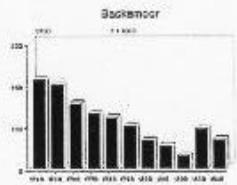
⁹ Sowohl P. Marschalck (Bevölkerungsgeschichte... [1984], 38) als auch Ch. Pfister (Bevölkerungsgeschichte... [1994], 35) gehen in ihren Überblicksdarstellungen zur Bevölkerungsgeschichte Deutschlands davon aus, daß die regionenspezifischen Unterschiede in der Säuglingssterblichkeit sowohl auf unterschiedliche soziale und ökonomische Bedingungen zurückzuführen waren als auch auf voneinander abweichende kulturelle Normen, insbesondere Ernährungsgewohnheiten der Säuglinge.

¹⁰ Als Informationsquellen für sozioökonomische Faktoren, wie z.B. Naturraum oder Populationsdynamik, dienten ausschließlich publizierte, nicht aber archivierte Dokumente.

¹¹ Die Analyse mikroregionaler Mortalitätsdifferenzen umfaßt die acht ostfriesischen Kirchspiele Holtrop, Nortmoor, Hesel, Aurich-Oldendorf, Timmel, Neuburg, Amdorf und Backemoor. Zur geographischen Lage der Parochien vgl. Abb.5.2.1.a. Für makroregionale Vergleiche zusätzlich herangezogen wurden die drei ostfriesischen Kirchspiele Breinermoor (1740, 1780-59), Loga (1800-1829) und Logabirum (1800-59), weil zuverlässige Mortalitätsberechnungen nur für die in Klammern angegebenen Zeiträume durchgeführt werden konnten.

Von Ort zu Ort in Ostfriesland

Differentielle Säuglingssterblichkeit exk. Totgeburten



Orte mit Einwohnerzahlen um 1852

- - 1000 Einwohner
- - 2000 Einwohner
- - 4000 Einwohner
- - > 10000 Einwohner

Konfession in Orten mit Ortsgemeinde

- protestantisch
- katholisch
- jüdisch

— Grenze des Deutschen Reiches

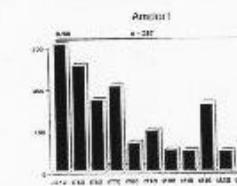
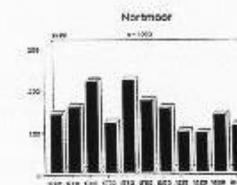
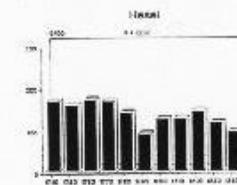
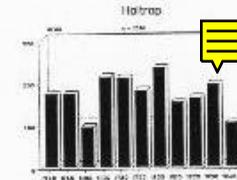


Abb.5.2.1.a. Quellen: Berliner Datenbank

Karte: Imhof et al 1990, 87



Geestgemeinden: Holtrop, Hesel und Nortmoor¹²
 Moorgemeinden: Aurich-Oldendorf und Timmel
 Marschgemeinden: Amdorf und Neuburg
 Mischgemeinde: Backemoor

In dem Vorhandensein der besonderen naturräumlichen Gliederung Ostfrieslands liegt einer der Gründe für die Auswahl dieser Region als Untersuchungsgebiet, waren die grundsätzlich unterschiedlichen Lebensbedingungen und die starke soziale Differenzierung der bäuerlichen Bevölkerung in den einzelnen Kirchspielen doch in besonderer Weise in Abhängigkeit von naturräumlichen Gegebenheiten entstanden.

Wie aus der Abb.5.2.1.b. ablesbar, bewegte sich die Säuglingsterblichkeit in der Summe von 11 ostfriesischen Kirchspielen im Zeitraum 1740 bis 1839 zwischen rund 170 und 110 p.m. Werte zwischen 10 und 15% sind nach Prinzing in Stillgebieten wie der preußischen Provinz Hannover als normal anzusehen¹³. Nach Bluhm¹⁴ betrug die Stillhäufigkeit im Kreis Norden (Reg.Bez. Aurich-Ostfriesland) 1907 86.5%. Ein anhaltender Sterblichkeitsrückgang um zunächst 7% setzte im Untersuchungsgebiet mit dem Jahrzehnt 1790-99 ein und verstärkte sich 1810-19 gegenüber dem vorangegangenen Jahrzehnt nochmals um ca. 25%. Im etwa 250 km entfernten Leezen betrug der 10 Jahre später einsetzende Rückgang zwischen den Dezennien 1810-19 und 1820-29 mehr als 30%¹⁵.

Innerhalb des Untersuchungsgebietes differierte die Säuglingssterblichkeit in den wegen ihrer unterschiedlichen naturräumlichen Lage, Größe und Sozialstruktur ausgewählten, aber nur unweit voneinander entfernt gelegenen Kirchspielen in Höhe und Verlauf z.T. beträchtlich. Diesen Tatbestand illustriert die Abb.5.2.1.c. so anschaulich, daß dem Betrachter die Gesetzmäßigkeit hinter dem vermeintlichen Gewirr der Linien womöglich auf den ersten Blick verborgen bleibt. Diese ist aus der Abb.5.2.1.d. besser abzulesen. Starben z.B. in Holtrop, der am weitesten im Norden gelegenen Gemeinde des Untersuchungsgebietes, im Durchschnitt der Jahre 1740-1839 nicht weniger als 178 von 1000 Lebendgeborenen, so waren es im 20 km weiter südlich gelegenen Neuburg nur ein Zehntel derselben Anzahl, nämlich 101 p.m. Es stellt sich die Frage, ob zwischen den mikroregionalen Säuglingssterblichkeitsprofilen Holtrops, Neuburgs und der anderen Kirchspiele und dem naturräumlichen, wirtschaftlichen und/oder sozialen Hintergrund dieser Parochien eine positive Korrelation besteht.

Insgesamt lassen sich drei Sterblichkeitsniveaus unterscheiden:

ein hohes mit einer durchschnittlichen Sterblichkeit von 156 p.m. (in den Kirchspielen Holtrop, Nortmoor und Aurich-Oldendorf: Abb.5.2.1.e.), ein mittleres mit einer Sterblichkeit von 135 p.m. (in den Kirchspielen Hesel und Timmel: Abb.5.2.1.f.) und ein unteres mit einer mittleren Mortalität von 115 p.m. (in den Kirchspielen Amdorf, Neuburg und Backemoor: Abb.5.2.1.g.).

Interessant sind die niveaummanenten Verlaufsübereinstimmungen im hohen und tiefen Wertebereich. Erreichte die Säuglingssterblichkeit in ersterem in einzelnen Jahrzehnten des 18. Jahrhundert für ostfriesische Verhältnisse Spitzenwerte von mehr als 200 p.m. inklusive Totgeborene, um dann zwischen 1790 und 1799 vorübergehend, wie in Holtrop, oder

¹² Im Gegensatz zur Einschätzung des Kirchspiels Nortmoor als "Mischgemeinde" in I.E. Kloke, "Untersuchungsgebiete-Ortsbeschreibungen..." (1990), 93, wurde das Kirchspiel nach nochmaliger Prüfung der Sachlage hier als "Geestgemeinde" klassifiziert.

¹³ F. Prinzing, "Die Entwicklung..." (1899), 592.

¹⁴ A. Bluhm, "Stillhäufigkeit..." (1912), 573.

¹⁵ R. Gehrman, Leezen... (1984), 132.

Makroregionale Säuglingssterblichkeit Das Untersuchungsgebiet Ostfriesland*

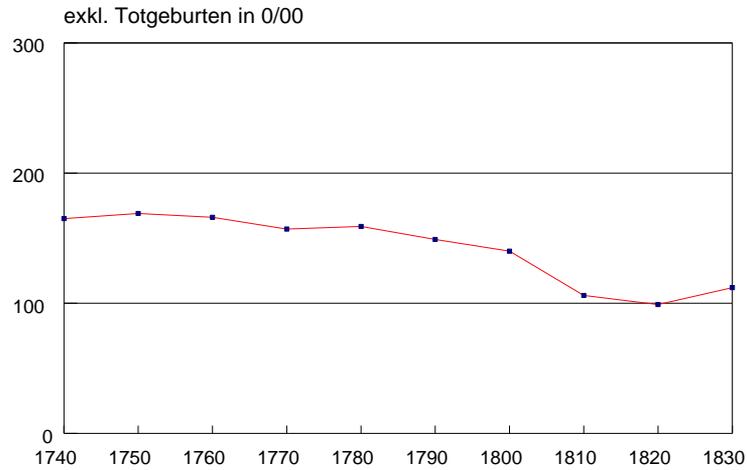


Abb.5.2.1.b. Quelle: Berliner Datenbank
* inkl. Loga, Logabirum und Breinermoor

Mikroregionale Säuglingssterblichkeit Acht ländliche Parochien in Ostfriesland

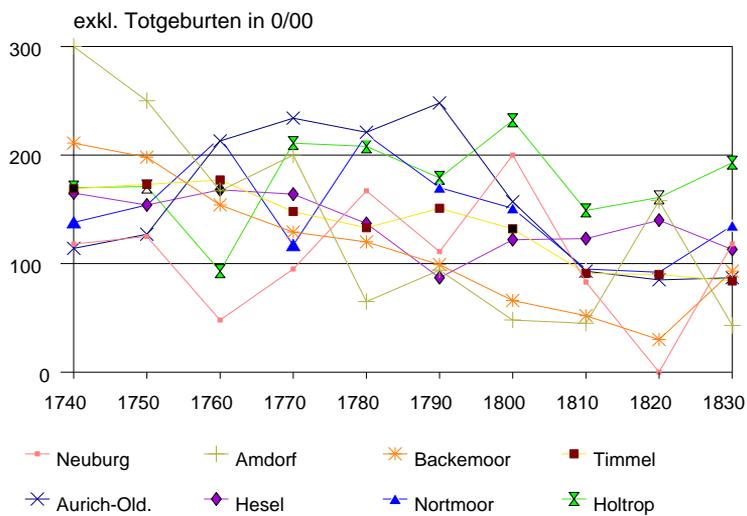


Abb.5.2.1.c. Quelle: Berliner Datenbank

Ortspezifische Säuglingssterblichkeit in zwei Zeitabschnitten von je 50 Jahren

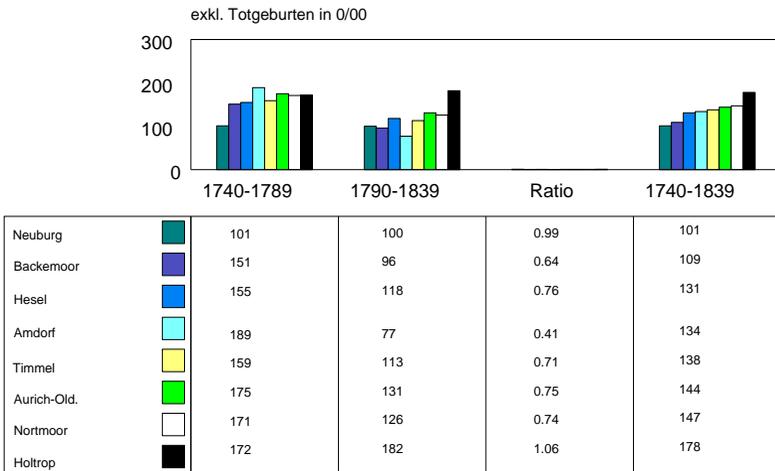


Abb.5.2.1.d. Quelle: Berliner Datenbank

Hohes Sterblichkeitsniveau mit Übereinstimmungen im Verlauf

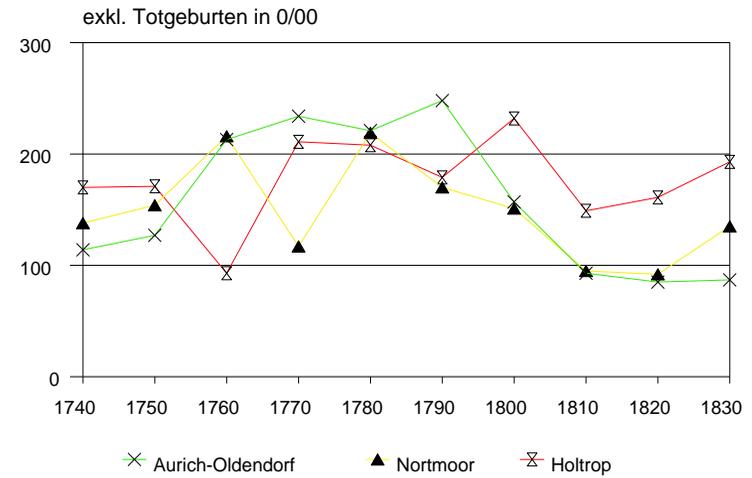


Abb.5.2.1.e. Quelle: Berliner Datenbank

Mittleres Sterblichkeitsniveau mit Verlaufsabweichungen ab 1790

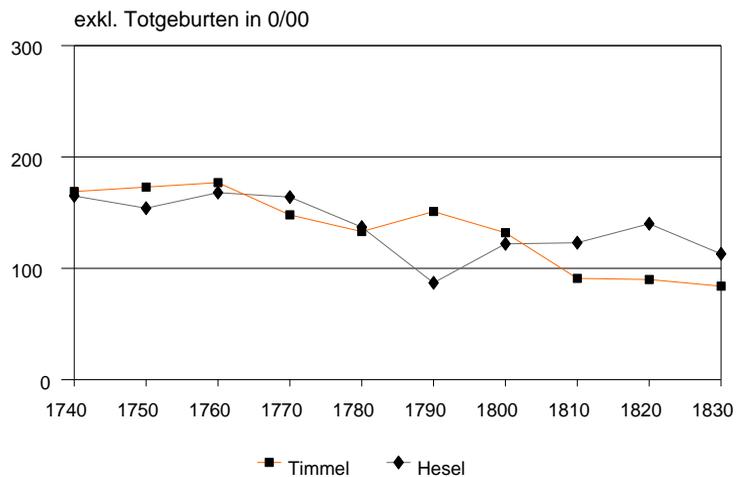


Abb.5.2.1.f. Quelle: Berliner Datenbank

Unteres Sterblichkeitsniveau mit Übereinstimmungen im Verlauf

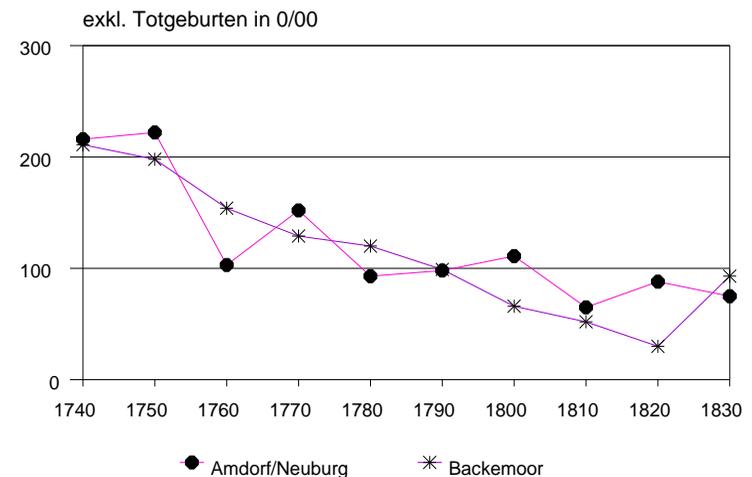


Abb.5.2.1.g. Quelle: Berliner Datenbank

anhaltend, wie in Nortmoor, mit dem Absinken zu beginnen, wick dieselbe in den Gemeinden mit niedrigem Sterblichkeitsniveau von Beginn an kontinuierlich zurück.

Auf mittlerem Sterblichkeitsniveau stiegen die Überlebenschancen der Säuglinge zwischen den Zeitabschnitten 1740-1789 und 1790-1839 deutlich. Die Kurven, die in der Abb.5.2.1.f. die Verhältnisse in Timmel und Hesel wiedergeben, zeigen jedoch durchaus Verlaufsabweichungen, die wohl in erster Linie auf die Entwicklung in Hesel zurückzuführen waren: hier fiel die Sterblichkeit 1790-99, um dann bereits ein Jahrzehnt später wieder anzusteigen. Ähnliches läßt sich sonst nur für Holtrop beobachten.

Bei der Suche nach den Ursachen läßt sich fragen, ob hier eine Rolle spielt, daß es sich sowohl bei Holtrop als auch bei Hesel um Parochien handelt, deren Gemarkungen ebenso wie die des Kirchspiels Nortmoor zum weitaus größten Teil dem Natur- und Wirtschaftsraum Geest zuzuordnen sind.

Auf der Geest herrschten wenig ertragreiche, sandige Böden vor, die landwirtschaftliche Nutzung erforderte eine intensive Kultivierung sowie den Gebrauch von Dünger. Hauptprodukt auf Sandboden war der Roggen. Noch vor der Berichtszeit, zu Beginn der Frühen Neuzeit, wurden außerhalb der Altfuren auf ärmeren Ackerflächen und in der Nähe von anmoorigen Niederungen neue Ackerflächen erschlossen. Diese wurden von Gräben begrenzt und von Warfsleuten häufig als Pachtländereien mit sehr großem Arbeitsaufwand bewirtschaftet. Aufgrund der Landreserven waren die Naturräume Geest und Moor im 18. und 19. Jahrhundert generell deutlicher am Landesausbau beteiligt als der Naturraum Flußmarsch. Dies ist eine Feststellung, die allerdings weder etwas über den Grad der Intensivierung der Landwirtschaft aussagt noch verallgemeinert werden kann. Denn wie stark regionale Gefälle selbst innerhalb der Natur- und Wirtschaftsräume zum Tragen kommen, zeigen die Verhältnisse in den drei Geestgemeinden des Untersuchungsgebietes. So verfügten die Geestgemeinden Nortmoor und Holtrop über geringere Landreserven als Hesel, der Anstieg der Wohnplätze in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war jedoch nur in Nortmoor deutlich geringer als in den beiden anderen Geestgemeinden. Wie aus App.C.1.a. abzulesen ist, zeichnete sich nämlich neben Hesel auch Holtrop durch einen relativ hohen Anstieg der Einwohnerzahlen und Wohnplätze aus. Zwischen 1822/23 und 1848 stiegen erstere je nach Quelle¹⁶ in Holtrop zwischen rund 40 und 50% und in Hesel zwischen 50 und 60%. Die Anzahl der Wohnplätze nahm in beiden Kirchspielen um ca. 40% zu. Diese Übereinstimmung in der Dynamik der Bevölkerungsentwicklung ist umso erstaunlicher, als sich die beiden Orte hinsichtlich ihres beruflichen und sozialen Gefüges sowohl im 18. als auch im 19. Jahrhundert sehr deutlich voneinander unterschieden.

Das Dorf Hesel wird in der zeitgenössischen Literatur des 19. Jahrhunderts als ein weitläufig bebauter Ort mit großen Gemeindeflächen und relativ "armer" Bevölkerung beschrieben. Besonders im Westen der Gemarkung befanden sich Niederungsmoore. Hier wurde bereits 1660 das größte der drei Heseler Fehne gegründet¹⁷. Nordöstlich vom Dorf entstanden schon in der ersten Hälfte des Untersuchungszeitraumes stark besiedelte

¹⁶ F. Arends, Erdbeschreibung... (1824); W. Ubbelohde, Statistisches Repertorium... (1823); H. Ringklib, Statistische Übersicht... (1853).

¹⁷ Als "Fehne" bezeichnet man Torfabbaugesellschaften. Es handelte sich um eine bereits im 17. Jahrhundert von den Niederländern übernommene Form der Moorerschließung. Charakteristisch waren die kilometerlangen Wasserstraßen, die die oft entlegenen Siedlungen mit natürlichen Wasserläufen, Nachbargemeinden bzw. Handelsplätzen verbanden. Durch Fehne wurde der Torf zunächst nicht abgebaut, um Siedlungsgebiete zu erschließen, sondern um Brennstoff zu gewinnen, der in die Marschgebiete an der Küste und die Städte verkauft wurde. *"Bei den Moor- und Fehnsiedlern handelte es sich vorwiegend um Bauernabkömmlinge, denen die Beschäftigungsgrundlage im Dienstleistungsgewerbe wie vorrangig dem Seegüterverkehr seit der Krise um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts entzogen worden war"*. Vgl. O. Aden, Entwicklung... (1964), 25.

Heidekolonien. Die Berufsstruktur des Kirchspiels (Abb.5.2.1.h.) spiegelt diesen Befund¹⁸: Schon für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts wird im Datensatz nur noch in 3% der Fälle "Hausmann" (Altbauer mit ganzem oder halbem Herd¹⁹) als alleiniger Vaterberuf angegeben. 1800-1849 waren nach den gleichen Kriterien 38% der Väter Kolonisten²⁰.

Völlig anders stellte sich die Situation in den beiden anderen Geestgemeinden Holtrop und Nortmoor dar (Abb.5.3.2.i. und Abb.5.2.1.k.). Nicht nur in den Hauptorten der Kirchspiele herrschte bis ins 19. Jahrhundert die traditionelle Aufteilung des ackerfähigen Bodens unter Haus- und Warfsleute vor. Kleinere Kolonien entstanden erst gegen Ende des Untersuchungszeitraumes und hatten nur geringe Einwohnerzahlen. Die berufliche und soziale Struktur der Gemeinde Nortmoor zeigte sich im Verlaufe von 100 Jahren nahezu unverändert und unterschied sich somit eklatant von der Hesels. Der Bevölkerungszuwachs Nortmoors lag zwischen 1822/23 und 1848 unter 10%, die Anzahl der Wohnplätze stieg lediglich um 5%²¹.

Als Zwischenergebnis kann somit festgestellt werden, daß auf der ostfriesischen Geest weder die Höhe noch der Verlauf der Säuglingssterblichkeit ein einheitliches Bild zeigten²².

Eine deutlich geringere Überlebenschance hatten die Untereinjährigen in den Geestgemeinden ohne größere Landreserven aber mit einem hohen Anteil von Haus- und Warfsleuten, mithin in einer Umgebung, wo ihre Eltern entweder häufiger Besitzer von größeren Ackerbauflächen oder häufiger Besitzer von Land waren, das das Existenzminimum nicht immer garantierte, und wo erst ein Nebenerwerb das Überleben der Familie sicherte. Für Holtrop ist in diesem Zusammenhang Flachs- und Spinnerei belegt²³. Die Arbeitsbelastung der Mütter dürfte in beiden Fällen hoch gewesen sein. In Hesel war die Sterblichkeit dagegen trotz oder gerade wegen des bereits im 18. Jahrhunderts hohen Anteils von landlosen oder nur wenig Land besitzenden Kirchspielbewohnern während des gesamten Zeitraumes deutlich niedriger.

Vergleicht man die Entwicklung der Säuglingssterblichkeit in den Geestgemeinden mit derjenigen der Moorgemeinden, so findet man die zuvor geäußerten Vermutungen bestätigt. Beide Kirchspiele verfügten über ausgedehnte Niedermoorflächen und stark humöse Böden, aber über unterschiedliche Traditionen der wirtschaftlichen Nutzung dieser Böden. Timmel war bereits im 17. Jahrhundert ein Zentrum der Fehnkultur. Folgerichtig verzeichnet der Datensatz und die Abb.5.2.1.n. bereits in der ersten Hälfte des Untersuchungszeitraumes bei 37% der Geborenen "Schiffer"²⁴ als alleinigen Vaterberuf. Die Angabe "Hausmann" findet sich nur in 11% der Fälle. Im 19. Jahrhundert zeigte sich die soziale Struktur kaum verändert. Der Anstieg der Einwohner- und Wohnplatzzahlen lag zwischen 1822/23 und 1848 nur bei rund 30%.

¹⁸ Zur Einteilung der Berufsgruppen im Untersuchungsgebiet Ostfriesland vgl. App.C.1.c.

¹⁹ Die Mehrzahl der Bauern bewirtschaftete ihr Land in Erbpacht. Die wenigsten Bauern verfügten ausschließlich über Eigenland.

²⁰ Die im Unterschied zu den Fehnen als "Kolonien" bezeichneten Moorsiedlungen entstanden in Ostfriesland in großer Zahl erst gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die wirtschaftliche Lage der Kolonisten war wegen der zu klein bemessenen Ländereien und fehlender Nebenerwerbsmöglichkeiten häufig sehr viel schlechter als die der Fehntjer, die neben der Torfgräberei von der Frachtschiffahrt leben konnten.

²¹ Vgl. dazu auch App.C.1.c.

²² Eine Feststellung die auch K.-J. Lorenzen-Schmidt ("Lebenserwartung..." [1983], 167f.) trifft. Die im Vergleich zu den Geestgemeinden Bockhorn, Wardenburg und Hesel hohe Säuglingssterblichkeit in Hohenfelde erklärt er mit der *"schlechten wirtschaftlichen Situation der zwar agrarisch ausgerichteten, aber bei wachsender Bevölkerung an Arbeitsplatzknappheit und vor allem Landnot leidenden Bevölkerung"*.

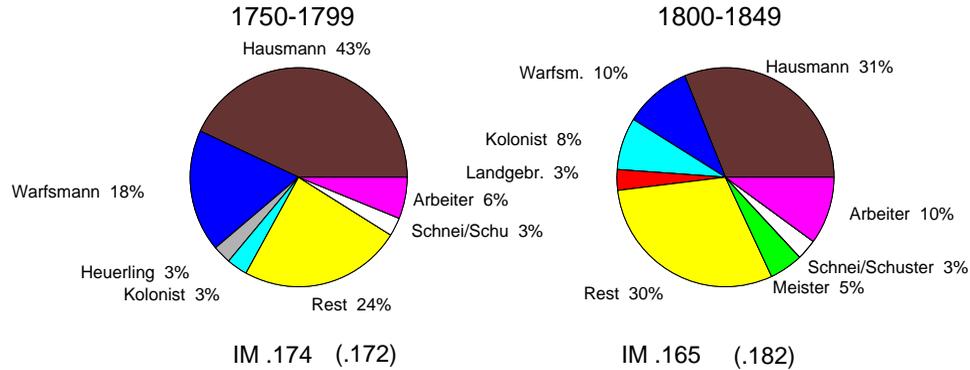
²³ F. Arends, Erdbeschreibung... (1924), 95.

²⁴ Vgl. App.C.1.c. und Anm.17.

Berufliches und soziales Gefüge auf der Geest

Ausgewählte Vaterberufe in Relation zur Zahl der Geborenen

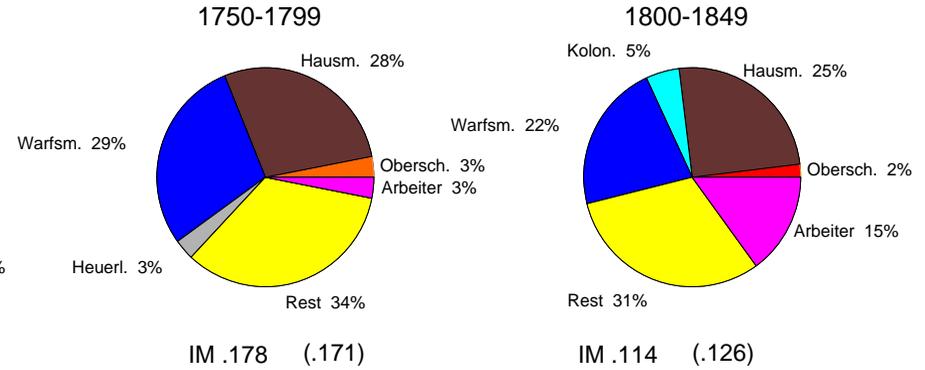
Holtrop



1 Kolonie (19.Jh.)

Abb.5.2.1.h._____

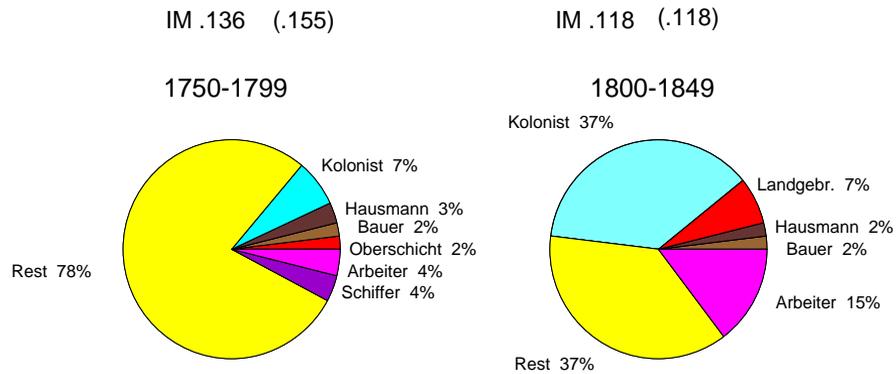
Nortmoor



1 Kolonie (Ende 18.Jh.)

Abb.5.2.1.i._____

Hesel



3 Fehne (1660, 1772 und 1823)
mind.3 Heidekolonien (1764, 1775, 1803)
2 weitere Kolonien (Beginn 19.Jh)

Abb.5.2.1.k._____

Quelle: Berliner Datenbank _____

Differenzielle Säuglingssterblichkeit auf der Geest

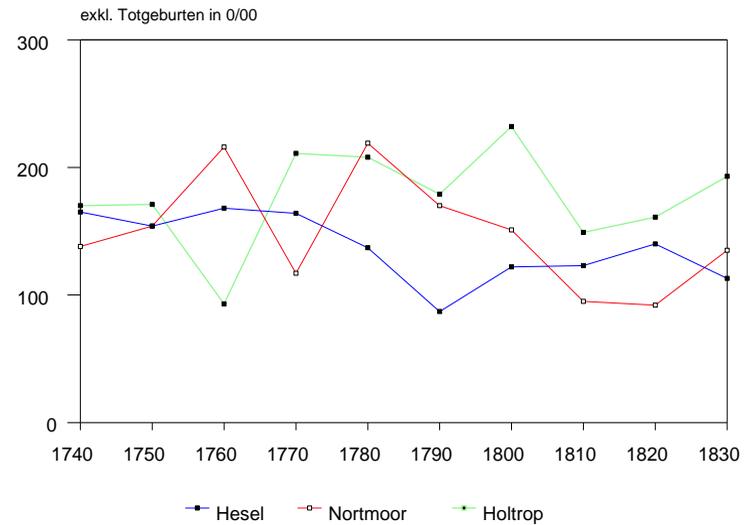


Abb.5.2.1.l._____

(IM 1740-89 und 1790-1839)

Ganz anders in Aurich-Oldendorf. Das erste, ebenfalls im 17. Jahrhundert hier gegründete Fehn, war kleiner als die Timmeler Vergleichsgründungen und wuchs ebenso wie das zweite, im 18. Jahrhundert gegründete Fehn, erst nach 1800 explosiv. Aurich-Oldendorf war die Gemeinde mit dem größten Bevölkerungs- und Wohnplatzanstieg zwischen 1822/23 und 1848. Ersterer betrug zwischen 70 und 130%, zweiterer rund 70%²⁵. Entsprechend am Landbau orientiert war das berufliche und soziale Gefüge des Ortes noch 1750-99, zu einer Zeit, da die Säuglingssterblichkeit in der Höhe der der Geestgemeinden Holtrop und Nortmoor entsprach. Es braucht kaum betont zu werden, daß der aus der Abb.5.2.1.m. ablesbare Anteil der Haus- und Warfsmänner in Aurich-Oldendorf mit 45% der Vaterberufseintragungen für diesen Zeitabschnitt erstaunlich hoch war.

Die genannten Unterschiede in der sozioökonomischen Struktur und in der berufsgruppenspezifischen Bevölkerungszusammensetzung bieten einen Erklärungsansatz für die Zugehörigkeit der beiden Moorparochien zu unterschiedlichen Sterblichkeitsniveaus während des gesamten 18. Jahrhunderts. Kurzfristige Kurvenübereinstimmungen sollen dennoch nicht außer acht gelassen werden: In dem Dezennium 1790-99, als die Säuglingssterblichkeit in allen Geestgemeinden sank, stieg sie, wie zu vermuten steht, aufgrund der angespannten Ertragslage der Fehne²⁶ sowohl in Aurich-Oldendorf als auch in Timmel.

Von grundsätzlicherer Bedeutung waren jedoch die Kohärenzen zwischen Timmel und Hesel: Beide Kirchspiele waren durch einen einschneidenden Wandel ihres wirtschaftlichen und sozialen Gefüges gekennzeichnet, der deutlich früher einsetzte bzw. weiter ausgriff als in den anderen, hier ebenfalls untersuchten Geest- und Moorgemeinden. Beiden Kirchspielen gemeinsam war eine auf den Gesamtzeitraum bezogene "mittlere" Säuglingssterblichkeit von rund 130 p.m.

"Die örtlichen Verschiedenheiten der Kindersterblichkeit²⁷ werden vor allem durch die Gebräuche und Mißbräuche bei der Ernährung der Säuglinge bedingt und nur zum kleinen Teil durch die Wohlhabenheit der Bewohner". So schrieb Prinzing 1899²⁸. Für die Analyse der Sterblichkeitsentwicklung in den beiden Flußmarschgemeinden des Untersuchungsgebietes könnte dies bedeuten, daß das hier insgesamt deutlich niedrigere Sterblichkeitsniveau z.B. eher auf die infolge des vorherrschenden Fettweidens der Rinder stärker als auf der Geest verbreitete Butter- und Käseproduktion und damit auf eine eiweiß- und calciumreichere Ernährung der stillenden Mütter zurückzuführen war als auf die Prosperität der Väter²⁹. Letztere ist außerdem nachweisbar, denn das berufliche und soziale Gefüge der Dörfer inmitten der fruchtbarsten Böden des Untersuchungsgebietes spricht, wie die Abbildungen 5.2.1.r. und 5.2.1.s. zeigen, ebenso dafür, wie die geringe und nur mäßig wachsende Anzahl der Bewohner, der äußerst geringe Zuwachs an Wohnplätzen zwischen 1822/23 und 1848 (unter 10%) oder die im Vergleich aller untersuchten Orte erstaunlich hohe

²⁵ Einwohner- und Wohnplatzzahlen sind App.C.1.b. zu entnehmen.

²⁶ Wettbewerbsdruck durch Überangebot von Torf auf dem Markt. Vgl. O. Aden, Entwicklung... (1964), 54 und 70.

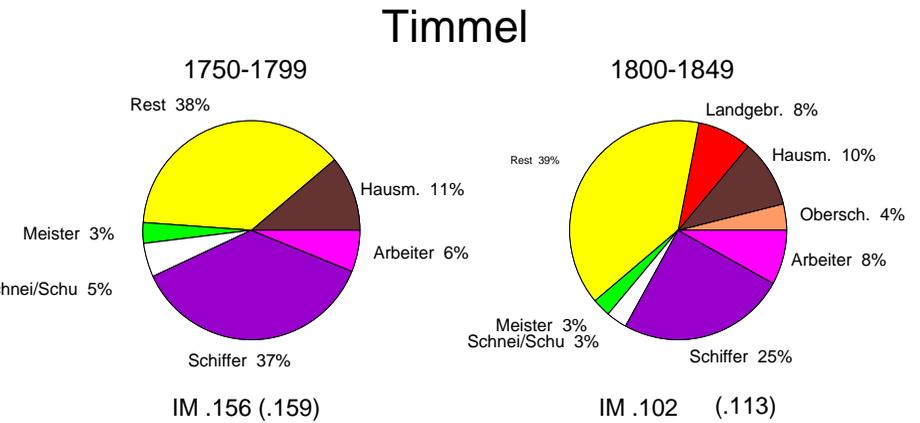
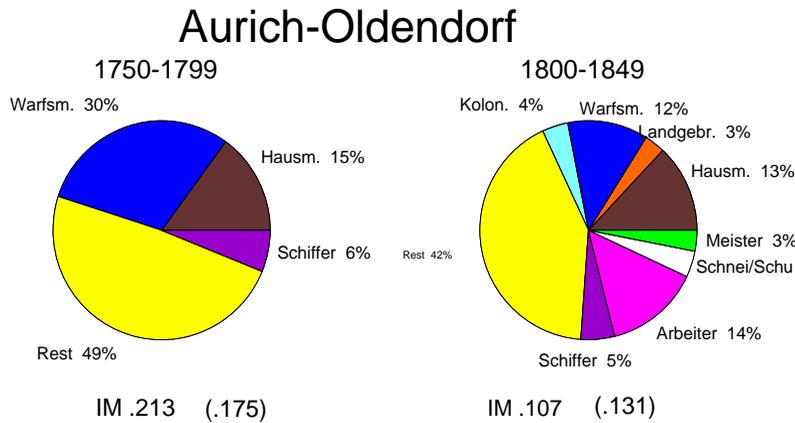
²⁷ Gemeint ist die Säuglingssterblichkeit. I.E.K.

²⁸ F. Prinzing, "Die Entwicklung..." (1899), 578.

²⁹ F. Arends' (Erdbeschreibung... [1824], 21) Hinweis auf die in der Marsch gegenüber der Geest vorherrschende Rinderaufzucht bezieht sich in noch größerem Maße auf die Seemarschen als auf die Flußmarschen. Dennoch lag die Säuglingssterblichkeit in diesen zumeist deutlich höher als in jenen. Lorenzen-Schmidt (1983, 166-168) verweist in diesem Zusammenhang auf die differentielle Säuglingssterblichkeit in jeweils drei nordwestdeutschen See- bzw. Flußmarschgemeinden. Als eine mögliche Ursache für die geringere Überlebenswahrscheinlichkeit in den Seemarschen ist das gehäufte Auftreten des Marschfiebers als hier verbreitete regionalspezifische Krankheit genannt worden. Vgl. hierzu insbesondere die von M. Dobson ("Marsh Fever..." [1980]) aufgeworfene Frage nach der Klassifizierung des Marschfiebers als einer spezifischen Form der Malaria. Dobsons Forschungen beziehen sich auf Seemarschgemeinden der englischen Küstenregionen von Kent und Essex.

Berufliches und soziales Gefüge der Moorgemeinden

Ausgewählte Vaterberufe in Relation zur Zahl der Geborenen



2 Fehne (1634 und 1746)

4 Fehne (alle 17.Jh.)

Abb.5.2.1.m.____

Abb.5.2.1.n.____

Gestiegene Überlebenschancen:
auf hohem und mittlerem Niveau um ca.25%

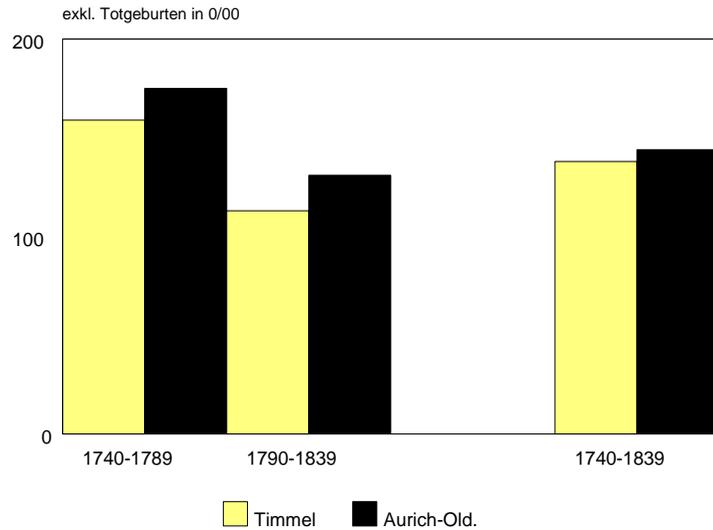


Abb.5.2.1.o.____

Differenzielle Säuglingssterblichkeit
im Moor

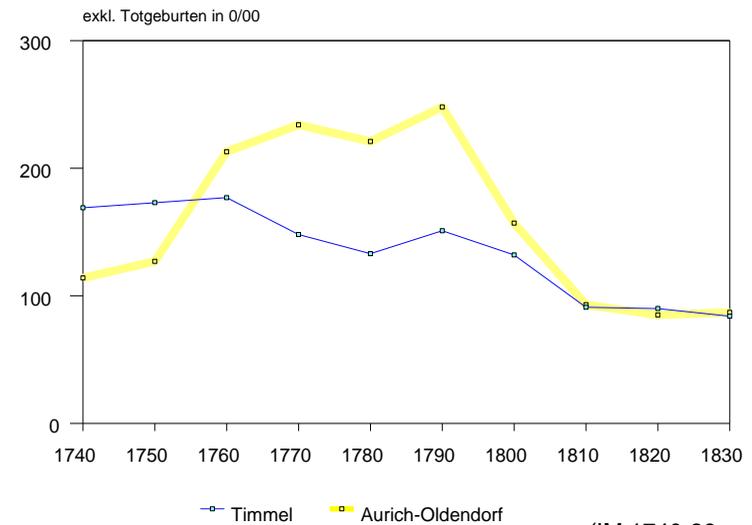


Abb.5.2.1.p.____

(IM 1740-89 und 1790-1839)

ha-Zahl pro Wohnplatz (19 in Amdorf, 25 in Neuburg). Neuburg, wo im 18. Jahrhundert für über 70% und im 19. Jahrhundert für über 50% der dort geborenen Säuglinge Bauer/Landwirt und/oder ein ehrenvoller Posten in der Kirchen-oder Gemeindehierarchie als Vaterberuf im Datensatz gespeichert sind (Abb.5.2.1.r.), kann als die wohlhabendste Gemeinde des Untersuchungsgebietes angesehen werden. Die Säuglingssterblichkeit lag sowohl 1740-89 als auch 1790-1839 bei durchschnittlich 100 p.m. Aufgrund der relativ hohen Anzahl der Einwohner pro Wohnplatz (auf der Grundlage von Ubbelohde 1823³⁰: 6.5 in Amdorf und 6.4 in Neuburg) und einer im Vergleich der Kirchspiele unterdurchschnittlichen Zahl von Geburten pro Gesamtzahl aller in den Flußmarschpfarren im Untersuchungszeitraum geschlossenen und in den Datensatz eingegangenen Ehen (3.3 bzw. 3.4 in Amdorf und Neuburg im Gegensatz zu zwischen 4.1 und 4.9 in allen Geest- und Moorgemeinden) kann auf eine Mitwohnerschaft von Verwandten, land- oder hauswirtschaftlichen Hilfskräften geschlossen werden. Dies würde erklären, warum sich der Besitz großer Acker-und/oder Grünlandflächen und deren arbeitsintensive Bewirtschaftung hier möglicherweise nicht so negativ für die Säuglinge ausgewirkt hat wie in Holtrop, Nortmoor oder Aurich-Oldendorf.

Auf der Basis von 14 Kirchspielen in Deutschland stellt J.E. Knodel³¹ mit Blick auf die Säuglingssterblichkeit eine große Nähe zwischen den von ihm untersuchten Berufsgruppen fest. Die für 11 Berufe bzw. Berufsgruppen³² in Ostfriesland durchgeführte Abfrage der Berliner Datenbank kommt zu einem anderen Ergebnis. Es ist in der Abb.5.2.1.v.-x. grafisch aufbereitet. Am eindrucksvollsten ist die Feststellung, daß der starken sozialen Differenzierung der bäuerlichen Bevölkerung eine deutliche Chancenungleichheit vor dem frühen Tod entsprach. So hatten die Kinder von Vätern der sozialen Unterschichten, genannt seien hier insbesondere Kolonisten, Heuerlinge, Landgebräucher, Tagelöhner/Arbeiter sowie Schneider und Schuster im Durchschnitt der Jahre 1750-1849 zum Teil erheblich günstigere Überlebensbedingungen als die Neugeborenen von Bauern (Hausleute) oder von Handwerksmeistern.

Die einleuchtendste Erklärung für die beobachteten Differenzen in der Höhe der Säuglingssterblichkeit ist wohl, daß die Mütter in den sozial benachteiligteren Bevölkerungsschichten stillfreudiger waren als in den bevorteilteren. So schrieb W. Lüpkes in seiner 1907 erschienenen Ostfriesischen Volkskunde: "*Es ist - zumal bei den 'kleinen Leuten' - Regel, daß die Mutter das Kind selbst stillt, meist viel zu lange*"³³.

Eine nähere Analyse der berufsgruppenspezifischen Mortalität unterteilt nach dem Alter der Säuglinge und dem Geschlecht (Abb.5.2.1.z.) offenbart eine erstaunlich hohe neonatale Sterblichkeit unter den neugeborenen Warfsleutekindern. Demgegenüber lag bei den Söhnen und Töchtern von Hausleuten die Sterblichkeit im Zeitraum zweiter bis sechster Monat nach der Geburt im Verhältnis zur neonatalen Mortalität höher. Ersteres spricht neben der Hauptrolle endogener Faktoren für Nicht- oder sehr frühzeitiges Abstillen, letzteres für Vernachlässigungen im Pflegeverhalten oder Übergang zu Ersatznahrung vor Vollendung des ersten Lebenshalbjahres. In jedem Fall spektakulär ist die auffällige Übersterblichkeit von Mädchen im pflegeintensiven ersten Lebenshalbjahr bei Kindern der Oberschicht, unter Gewerbetreibenden und Warfsleuten. Falls die Ehefrauen von Männern, die im sekundären Sektor tätig waren, mehr Zeit für ihre Säuglinge hatten als in der Landwirtschaft tätige Frauen, wie Lee vermutete³⁴, so kam dieser Vorteil in erster Linie ihren Söhnen in der Zeit zugute, in der sie am ehesten Einfluß auf die Entwicklung der Kinder nehmen konnten. Eine

³⁰ W. Ubbelohde, Statistisches Repertorium... (1823).

³¹ J.E. Knodel, Demographic behavior... (1988), 71-75.

³² Vgl. die Einteilung der Berufsgruppen im Untersuchungsgebiet Ostfriesland in App.C.1.c.

³³ Wiard Lüpkes: Ostfriesische Volkskunde. Emden: Schwalbe 1907, 98.

³⁴ W.R. Lee, "Regionale Differenzierung..." (1979), 219.

Berufliches und soziales Gefüge der Flußmarschorte

Ausgewählte Vaterberufe in Relation zur Zahl der Geborenen

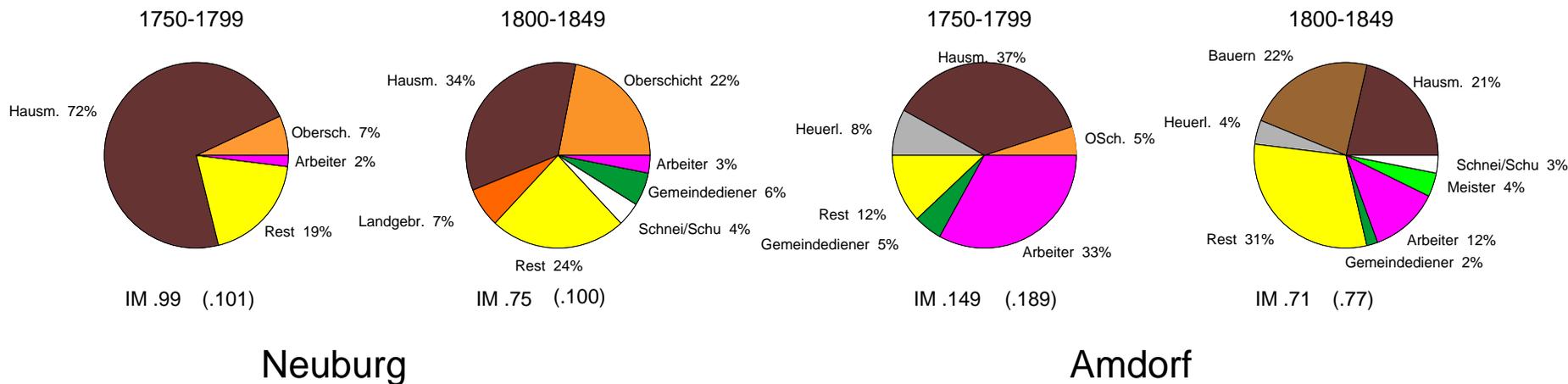


Abb.5.2.1.r.____

Abb.5.2.1.s.____

Backemoor (Mischgemeinde)

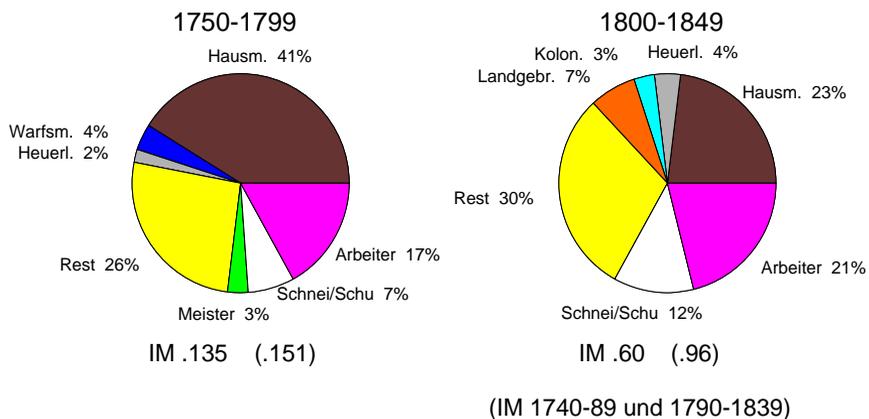
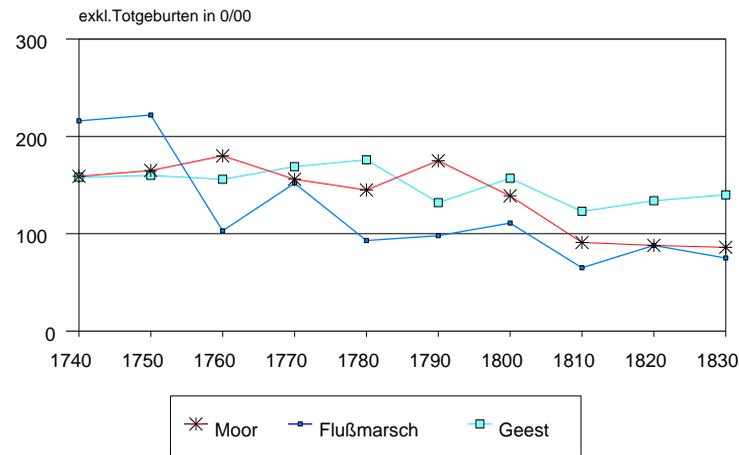


Abb.5.2.1.t.____

Quelle: Berliner Datenbank_____

Der Faktor Naturraum summarisch chancenreicher Lebensraum Flußmarsch

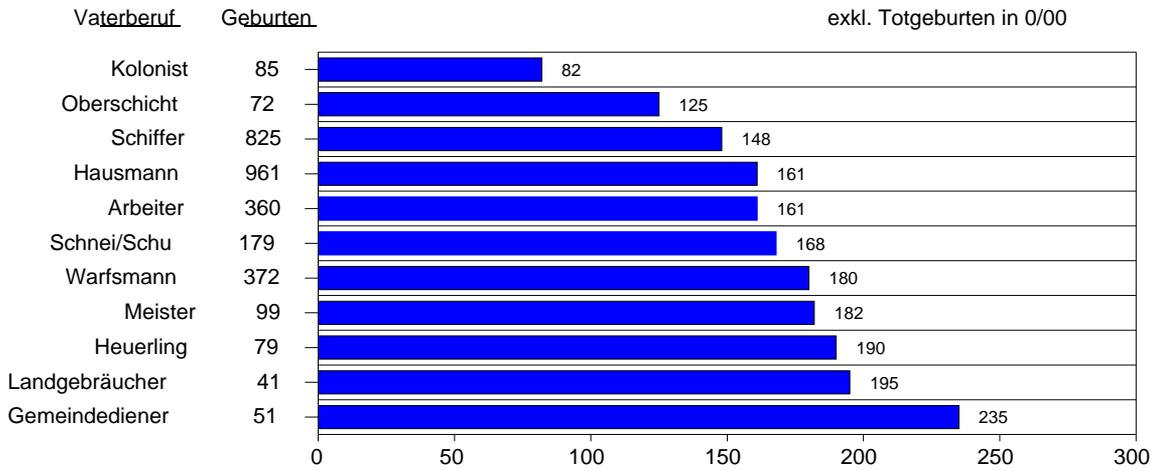


Moor: Aurich-Oldendorf/Timmel (4776 Geb)
 Flußmarsch: Amdorf/Neuburg (398 Geb)
 Geest: Holtrop/Nortmoor/Hesel (4034 Geb)

Abb.5.2.1.u.____

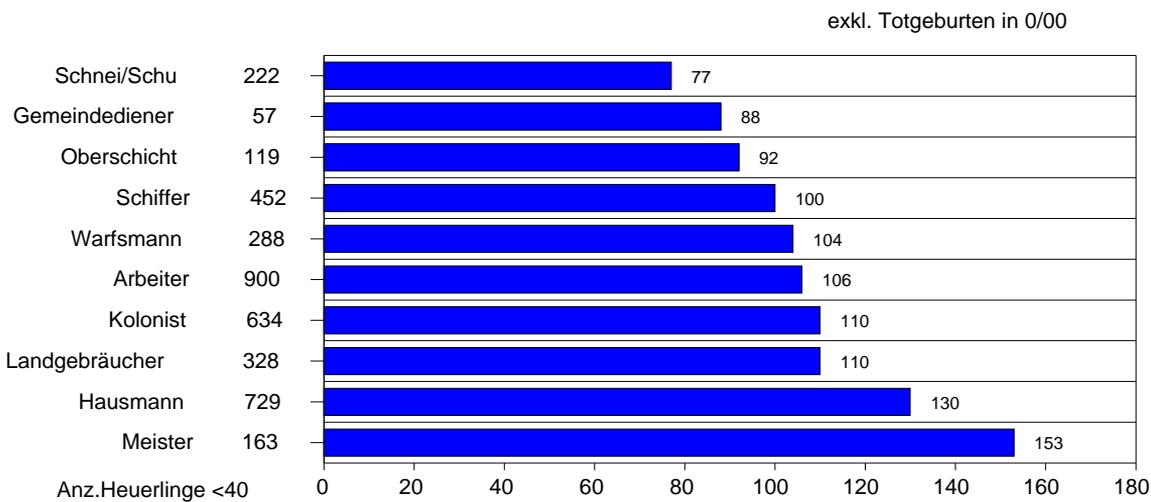
Säuglingssterblichkeit nach Vaterberufen

Untersuchungsgebiet Ostfriesland*



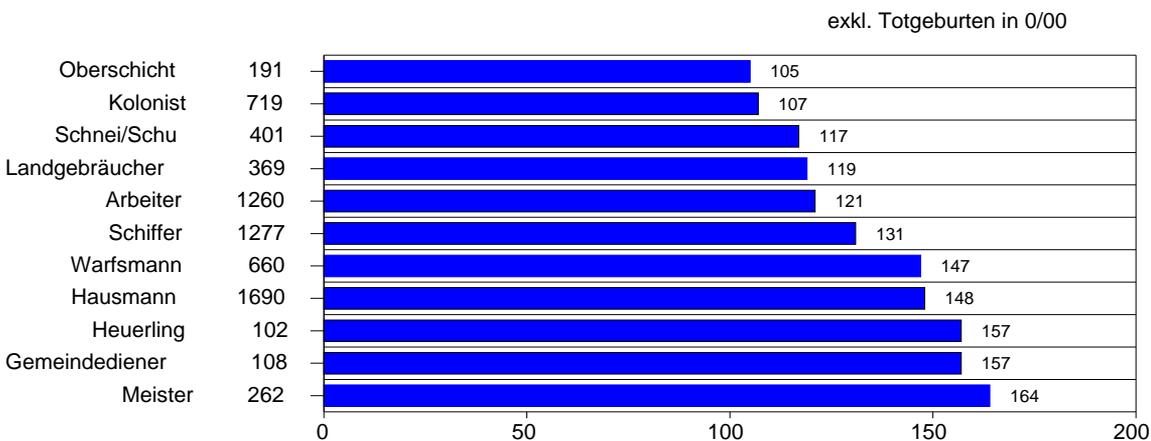
1750-1799

Abb.5.2.1.v.



1800-1849

Abb.5.2.1.w.



1750-1849

Abb.5.2.1.x.

Quelle: Berliner Datenbank

*inkl. Loga, Logabirum, Breinermoor

Einteilung der Berufsgruppen in App.C.1.c.

Altersspezifische Säuglingssterblichkeit nach Vaterberufen

Untersuchungsgebiet Ostfriesland* 1740-1839

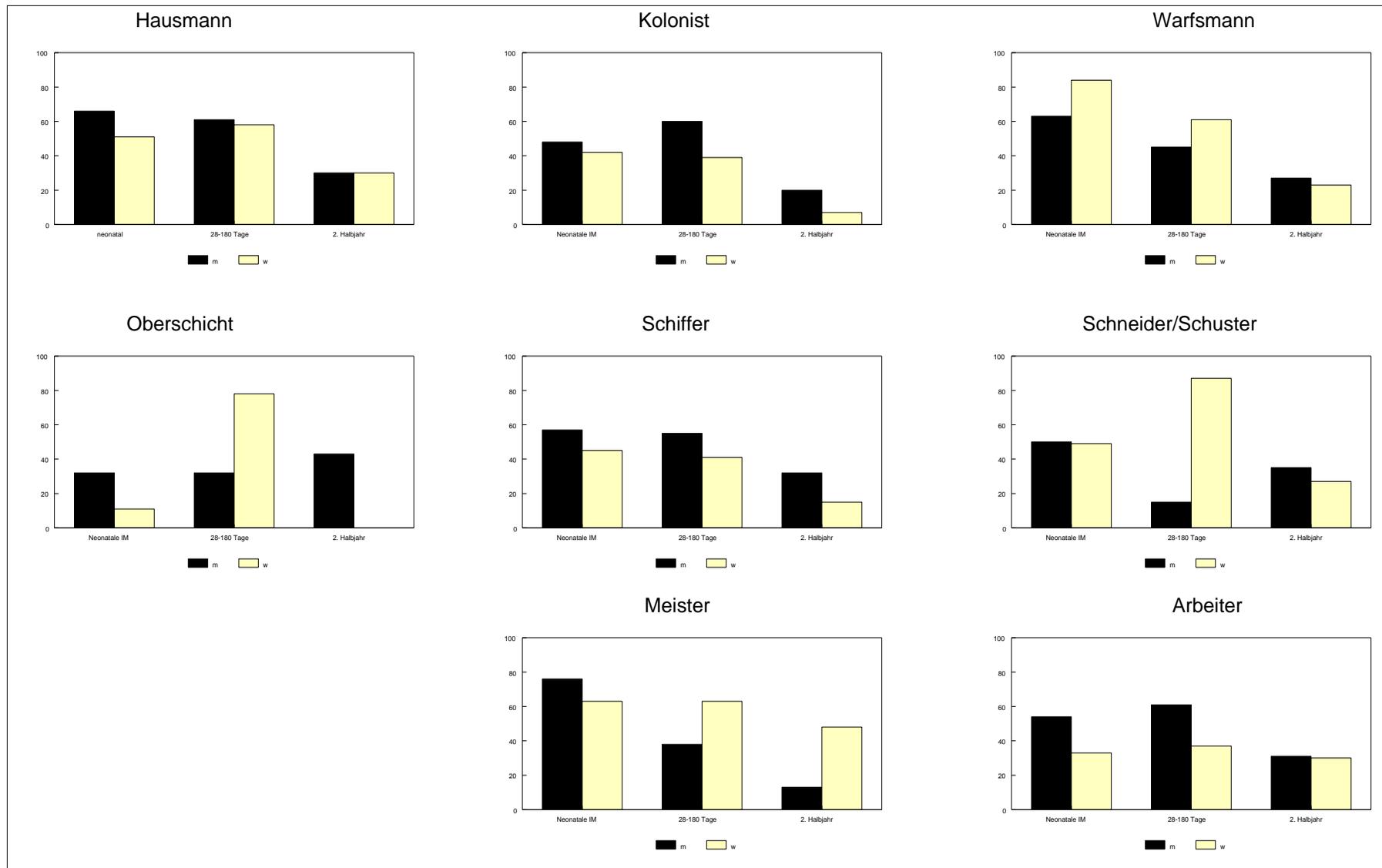


Abb.5.2.1.z. Quelle: Berliner Datenbank
* inkl. Loga, Logabirum, Breinermoor

Alle Werte exkl. Totgeburten in 0/00
Einteilung der Berufsgruppen in App.C.1.c.

vergleichbare Einflußnahme in Arbeiter-, Kolonisten- oder Schifferfamilien ist demgegenüber für das Untersuchungsgebiet Ostfriesland auszuschließen.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung lassen sich in die folgenden knappen Thesen fassen:

Innerhalb des Low-Level-Gebietes Ostfriesland differierte die Säuglingssterblichkeit von Kirchspiel zu Kirchspiel beträchtlich.

Es lassen sich drei Mortalitätsniveaus unterscheiden, die aber, wie die Abb.5.2.1.u. zusammenfassend zeigt, nur im Falle der Flußmarschgemeinden mit naturräumlichen Gegebenheiten korrespondierten.

Auf der Geest und im Moor zeigten dagegen weder die Höhe noch der Verlauf der Säuglingssterblichkeit ein einheitliches Bild. Dies machen die Abbildungen 5.2.1.i. und 5.2.1.p. zusammenfassend deutlich.

Die niedrigsten Säuglingssterblichkeitswerte wurden in zwei kleinen Flußmarschgemeinden ermittelt, die sich durch fruchtbare Böden, ausgedehnte Grünlandnutzung, stagnierende Einwohnerzahlen, große Anbauflächen, eine überdurchschnittliche Zahl von Voll- und Halbbauern und hohe Einwohnerzahlen pro Wohnplatz auszeichneten.

Die höchsten Säuglingssterblichkeitswerte wurden in zwei Geest- und einer Moorgemeinde registriert. Diese Gemeinden stimmten weder in ihrer Größe noch in der Zahl, dem Wachstum oder der Dichte ihrer Einwohner überein.

Als vielversprechender Indikator für die Erklärung von differentiellen mikroregionalen Sterblichkeitsmustern tritt der Faktor "gemeindliche Sozialstruktur" ins Blickfeld. Er konkretisiert sich durch die Berücksichtigung unverwechselbarer berufsgruppenspezifischer Lebens- und Arbeitsverhältnisse auf Kirchspielebene.

Sowohl auf der Geest als auch im Moor wiesen diejenigen Gemeinden die niedrigere Sterblichkeit auf, deren berufliches und soziales Gefüge bereits vor Beginn der Berichtszeit einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel vollzogen hatte. Die allein vom Landbau abhängigen Berufsgruppen waren in diesen Gemeinden bereits im 18. Jahrhundert in der Minderheit. Dabei ist die Tatsache, daß die Nachkommen von Kolonisten, Landgebräuchern, Arbeitern und Tagelöhnern größere Überlebenschancen hatten als diejenigen der Bauern auf den ältesten Fluren, wohl am ehesten auf das exklusive und ausgedehnte Stillverhalten dieser sozial benachteiligten Schichten zurückzuführen. Hohe Säuglingssterblichkeitswerte wiesen folgerichtig Gemeinden auf, deren berufliches und soziales Gefüge sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts erst zu wandeln begann. In jenen Gemeinden war der Anteil der Warfs- und Hausleute im 18. Jahrhundert nach wie vor hoch.

Die Analyse der berufsgruppenspezifischen Säuglingssterblichkeit offenbarte signifikante Differenzen zwischen Hausleuten (Herdbesitzern) und Kolonisten, die durchaus kennzeichnend für die tendenziell größeren Überlebenschancen von Kindern sozial benachteiligter Schichten gegenüber Kindern von Bauern auf familientragenden Stellen sind.

Die Ursache für diese Unterschiede wird aufgrund der vergleichsweise niedrigeren neonatalen Mortalität in Kleinbauern-, Kolonisten- und Arbeiterfamilien in einem konsequenterem Stillverhalten vermutet.

Wichtigste Ausnahme von dieser Regel ist die hohe neonatale Übersterblichkeit unter den weiblichen Nachkommen von Warfsleuten. Bei den Warfsmännern handelte es sich häufig

um die nicht erbberechtigten Söhne von Voll- und Halbbauern. Sie bewirtschafteten minderes Land am Rande der Altfluren, waren in der Regel auf Nebenerwerb angewiesen und sozial kaum besser gestellt als die Siedler in den Heide- und Moorkolonien (Kolonisten). Der Umstand, daß die Säuglinge von Kolonisten nichtsdestoweniger größere Überlebenschancen hatten als die Säuglinge von Warfsmännern und -frauen, wird mit einer für die Nachkommen ungünstigen Kombination aus sozialer Benachteiligung und tradierter Stillunfreudigkeit unter landbesitzenden Bauern erklärt.

5.2.2. Das Untersuchungsgebiet Hartum

Das Untersuchungsgebiet Hartum liegt westlich von Minden in der norddeutschen Tiefebene (Abb.5.2.2.a.). Es umfaßt die westfälische Pfarrgemeinde Hartum mit den drei Filialen Hahlen, Holzhausen und Nordhemmern¹.

Während des gesamten 18. Jahrhunderts schwankte die Säuglingssterblichkeit der Lebendgeborenen im Kirchspiel Hartum nur geringfügig zwischen 163 und 162 p.m.² In keinem anderen Untersuchungsgebiet war die Entwicklung so konstant. Bis zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert deutete sich - im Gegensatz zu allen Vergleichsregionen - weder eine anhaltende Verbesserung noch eine Verschlechterung der Überlebenschancen der Säuglinge an.

Diese Stetigkeit ist der Abb.5.2.2.b. zu entnehmen. Sie korrespondierte mit einer bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts weitgehend beständigen Fertilitätsentwicklung in vollständigen beiderseitigen Ersten (Abb.4.6.c.), welche wiederum auf Seiten der Frauen fast durchweg im niedrigen Alter von 22 bzw. 23 Jahren geschlossen wurden³. Das Alter bei der letzten Geburt⁴ lag noch im 19. Jahrhundert ebenso regelmäßig bei rund 40 Jahren, am niedrigsten war es im Jahrzehnt 1820-29 (38,4 Jahre), als auch der geringste TMFR-Wert⁵ (6,71) und die geringste durchschnittliche Geburtenzahl pro vollständige Erstehe erreicht wurde: 5,8 Kinder. Die höchste Geburtenzahl war 1800-1809 zu verzeichnen: 7,6. In den übrigen Jahrzehnten zwischen 1700 und 1849 schwankten die Werte zwischen 6,2 und 7,0⁶.

Bei der Frage nach dem Zusammenspiel der Säuglingssterblichkeit mit den genannten Elementen im gesamten demographischen System der Hartumer Parochialgemeinden tritt das Jahrzehnt 1800-1809 ins Blickfeld. Nach der Jahrhundertwende stieg die Säuglingssterblichkeit im Mittel aller vier Gemeinden innerhalb eines Jahrzehntes von 172 (1790-99) auf 196 p.m. (1800-09)⁷. Gleichzeitig stieg die Rate der gesamten ehelichen Fertilität von 7,67 im Jahrzehnt 1790-99 auf 8,22 im Jahrzehnt 1800-09. Das Heiratsalter der erstmals heiratenden Frauen in vollständigen Ehen Typ 1 sank um fast ein Jahr (von 23,0 auf 22,2), das Alter von erstmals heiratenden Frauen mit einem Heiratsalter unter 30 und mindestens einem Kind stieg bei der letzten Geburt von 40,2 auf 40,8 Jahre und die Zahl der Geburten pro vollständige Erstehe von 6,9 auf 7,6. Nach Jahrzehnten relativ

¹ Eine kurze Beschreibung des Untersuchungsgebietes findet sich in Kap.2.4.3. Noch ausführlicher sind die Informationen bei I.E. Kloke, "Untersuchungsgebiete - Ortsbeschreibungen" (1990), 115-125 sowie 470-473 (Literatur).

² 1700-1709: 163 p.m.; 1790-1799: 162 p.m.

³ Die Abb.4.6.a. dokumentiert das mittlere Heiratsalter aller Ersten für zusammengefaßte Zeiträume. Die Heiratsalter beiderseitiger Ersten Typ 1 mit bekanntem Todesdatum beider Ehepartner und mindestens fünf Jahren Ehedauer beliefen sich in Hartum bei den Frauen bzw. (Männern) auf: 1700:24,2 (24,9); 1710: 24,2 (25,6); 1720: 22,7 (25,1); 1730: 23,0 (25,5); 1740: 22,0 (23,9); 1750: 23,3 (23,4); 1760: 23,3 (23,8); 1770: 22,5 (24,1); 1780: 22,2 (23,5); 1790: 23,0 (23,3); 1800: 22,2 (23,4); 1810: 22,4 (23,9); 1820: 22,4 (23,9); 1830: 22,7 (25,6); 1840: 22,4 (26,0).

⁴ Die Angaben beziehen sich auf Frauen in beiderseitigen Ersten mit Heiratsalter der Frau unter 30 Jahren und mindestens einem Kind.

⁵ Rate der gesamten ehelichen Fertilität (TMFR) 20-49 Jahre: Anzahl der Geburten einer Ehe, wenn die angegebene Zeitspanne voll ausgenutzt würde. Berechnungsgrundlage: alle Ersten Typ 1 mit bekanntem Todesdatum beider Ehepartner und mit mindestens fünf Jahren Ehedauer.

⁶ Die Fertilitätsberechnungen wurden von R. Gehrman durchgeföhrt und d. Verf. zur Verfügung gestellt.

⁷ Vgl. App.B.1.c.

Von Ort zu Ort in Westfalen

Differentielle Säuglingssterblichkeit exk. Totgeburten

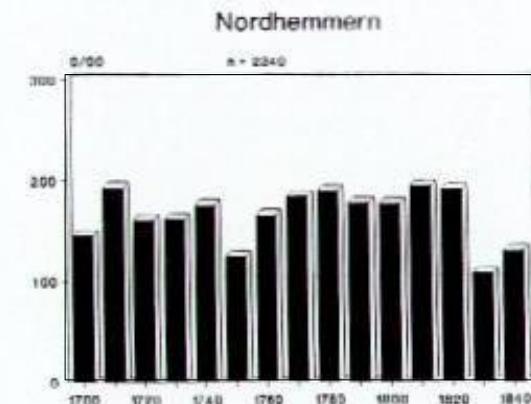
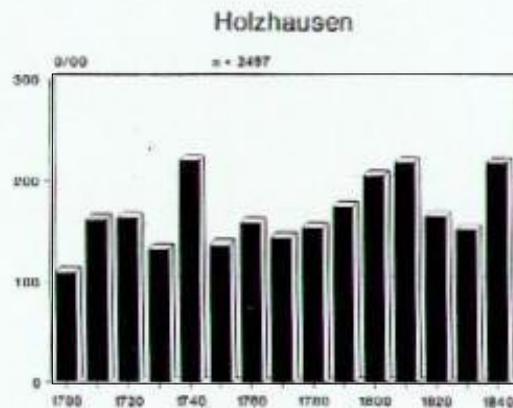
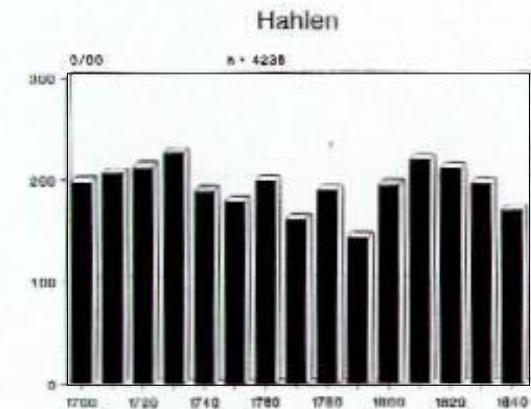
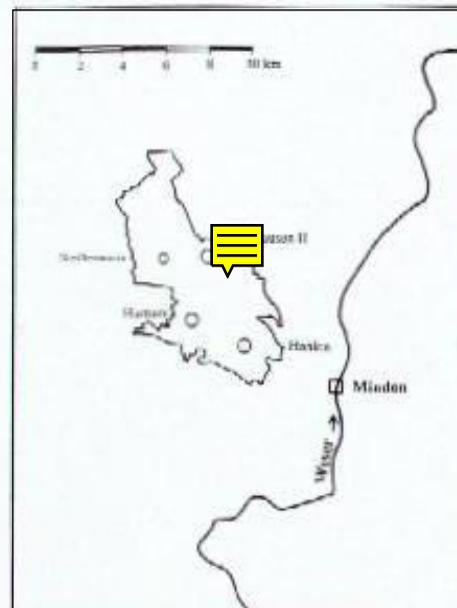
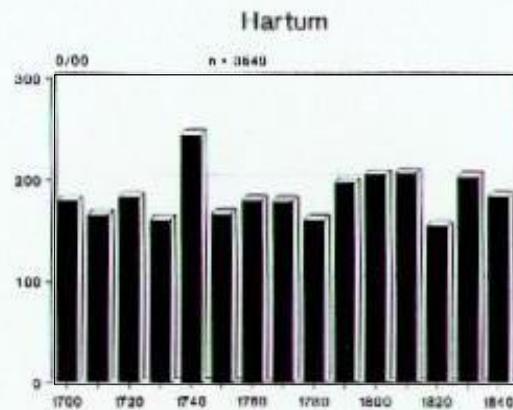


Abb.5.2.2.a. Quellen: Berliner Datenbank

Karte: Imhof et al 1990, 88

Makroregionale Säuglingssterblichkeit Das Untersuchungsgebiet Hartum

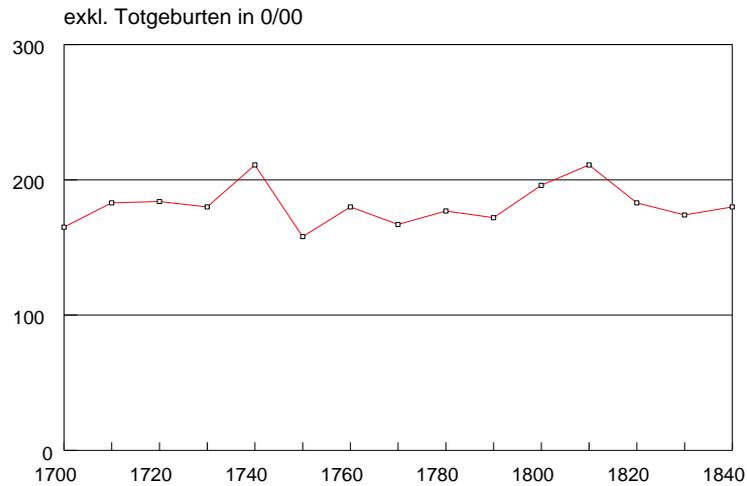


Abb.5.2.2.b. Quelle: Berliner Datenbank

Mikroregionale Säuglingssterblichkeit 4 Gemeinden im Kirchspiel Hartum

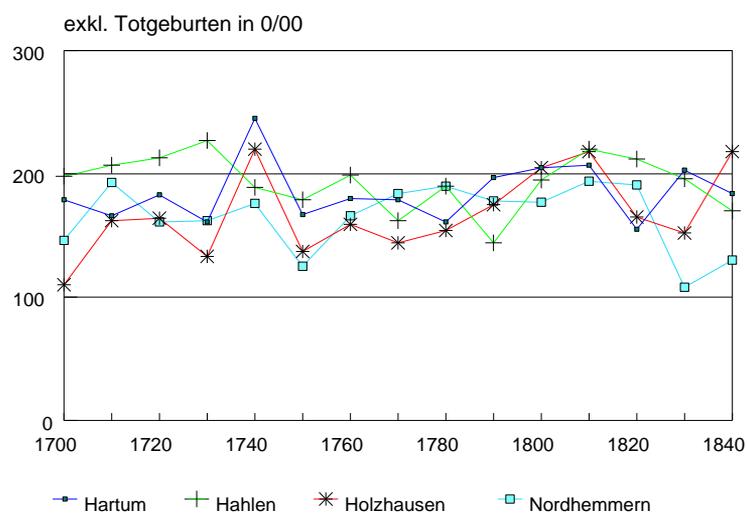


Abb.5.2.2.c. Quelle: Berliner Datenbank

gleichbleibender Entwicklung⁸ waren beinahe alle wichtigen Elemente des Bevölkerungsgeschehens "aus den Fugen geraten". Eine monokausale Erklärung hierfür ist schon deshalb nicht wahrscheinlich, weil die Säuglingssterblichkeit im darauffolgenden Jahrzehnt zunächst weiter stieg, während die TMFR-Werte nun bis zum Ende der dreißiger Jahre rückläufig waren, bei relativ konstantem Heiratsalter der Frauen⁹. Feststeht, daß der Anstieg der Säuglingssterblichkeit 1800-19 sich nicht allein durch die häufigen Mortalitäts- bzw. Subsistenzkrisen in beiden Jahrzehnten erklären läßt (Abb.4.2.e.)¹⁰, auch wenn die Zahl der Schreckensnachrichten insbesondere für den Zeitraum 1810-19 groß ist: 1811 zerstörte Feuer in Hartum 27 Gebäude, 1811 und 1815 wurden die Sommerfrüchte durch Hagelschlag zerstört, 1816/17 erlebten die Hartumer eine schwere Erntekrise und Hungerkatastrophe, 1817/18 gab es eine Masernepidemie im Kirchspiel, 1818 eine Ruhrepidemie¹¹. Immerhin machen die Notjahre im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts den gleichzeitigen Rückgang der Fertilität verständlich. So darf vermutet werden, daß von den Krisen auch viele Erwachsene, zumal Frauen im prokreativen Alter betroffen waren. Dies war 1800-1809 offenbar nicht so. Die Säuglingssterblichkeit stieg, während das Heiratsalter sank und sich auch die Fertilität sprunghaft erhöhte¹². Im Hinblick auf die Entwicklung der zuletzt genannten demographischen Größen ist deshalb eher an einen Zusammenhang zwischen demographischer und wirtschaftlicher Entwicklung zu denken. So kann das gesunkene Heiratsalter eine Folge der zunehmenden Zahl von Neubauernstellen insbesondere in den Sandgebieten von Holzhausen und Nordhemmern gewesen sein. Der sprunghafte Fertilitätsanstieg erklärte sich aus dem gesunkenen Heiratsalter, dem

⁸ So lieferte z.B. auch die Berechnung des einfachen Quotienten Legitime Geburten/Ehen sowohl im Vergleich zu norddeutschen Untersuchungen (Leezen 1720-1869: 4,2. Vgl. R. Gehrman, Leezen... [1984], 202) als auch im Vergleich zu früheren Zeitabschnitten, für die in Frage stehenden Jahrzehnte hohe Werte (1790-99: 5,0; 1800-09: 5,1; 1810-19: 4,8; 1820-29: 5,3), dieselben waren jedoch über immerhin 150 Jahre kontinuierlich gewachsen und keinesfalls erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wie die folgenden Vergleichsquotienten zeigen: 1700-1749: 4,1; 1750-1799: 4,5; 1800-1849: 5,0.

⁹ Das Heiratsalter lag für beide Geschlechter unter dem von Mooser und Klein festgestellten Niveau der Kirchspiele Quernheim (Männer 1801-30 26,6 und 1831-60 26,9 Jahre; Frauen 25,4 und 25,2 Jahre. Vgl. J. Mooser, "Familie und soziale Platzierung..." [1980], 189) und Spenge (Männer 1768-1868 26,4; Frauen 24,5 Jahre. Vgl. P. Klein, Familie... [1993], 110). Beide Parochien lagen nicht weit von Hartum entfernt, waren aber im Gegensatz zu Hartum zweifelsfrei proto-industrialisiert. Interessanterweise entsprach das Heiratsalter in Hartum eher den für deutsche Verhältnisse sehr niedrigen Werten Levines für das proto-industrielle Shephed in England (Männer 24,1; Frauen 22,6 Jahre. D. Levine, Family formation in the age of nascent capitalism, New York/San Francisco/London 1977, 84, zitiert in P. Klein, Familie... [1993], 111) und somit dem von Proto-Industrialisierungs-Forschern erwarteten demographischen Muster ländlich-gewerblicher Regionen. In Hartum wies es allerdings eine Kontinuität von mehr als 150 Jahren auf.

¹⁰ Zwar trugen die Versorgungsnotstände und Hungersnöte dieser Jahre zu dem Sterblichkeitsanstieg wohl ebenso bei wie Verheerungen und Epidemien infolge der napoleonischen Kriege. Sicher ist, daß die Subsistenzkrisen von 1806 und 1817 bei der Entwicklung eine Rolle gespielt haben, wenn auch nicht die einzige. Rechnet man nämlich die Geborenen- und Sterbezahlen der betreffenden Jahre aus den Dezennien heraus, so betrug die Steigerung der Säuglingssterblichkeit 1800-09 gegenüber 1790-99 in allen Gemeinden des Kirchspiels Hartum zusammen noch immer 11%, um im darauffolgenden Jahrzehnt auch ohne die Berücksichtigung der Sterblichkeit von bald einem Drittel aller Lebendgeborenen im Jahr 1817 (.302) um weitere 5% zu wachsen.

¹¹ Quelle: G.H.W. Erdsiek, "Aus dem Kirchspiel Hartum..." (1819-1829 [1926/27], passim).

¹² Mit einer Größenordnung von 8,22 Kindern in 30 Frauenjahren reichte der TMFR-Wert von 1800-1809 an Verhältnisse heran, die im Rahmen dieser Arbeit nur das württembergische Untersuchungsgebiet Herrenberg aufzuweisen hatte. Dort korrespondierten nach 1750 TMFR-Werte von durchgängig über acht Geburten in vollständigen beiderseitigen Ersten mit IM-Werten von durchgängig über 200 p.m. War die gesamte eheliche Fertilität in Herrenberg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts rund 10% höher als in Hartum, so machte die Differenz in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sogar rund 30% aus (zu den Hartumer bzw. Herrenberger TMFR-Werten vgl. App.B.6.a. und App.B.6.b.). Diese Divergenzen sind angesichts ungleicher Heiratsalter nicht verwunderlich, überraschend ist jedoch, daß die hohe Anzahl der Geburten in Herrenberg durch eine Kombination zwischen hoher Fertilität und später Heirat, die niedrigere Anzahl von Geburten in Hartum jedoch durch eine Kombination zwischen niedriger Fertilität (insbesondere in jungen Jahren) und früher Heirat bewirkt wurde.

Ortspezifische Säuglingssterblichkeit im UG Hartum in drei Zeitabschnitten von je 50 Jahren/ exkl. Totgeburten

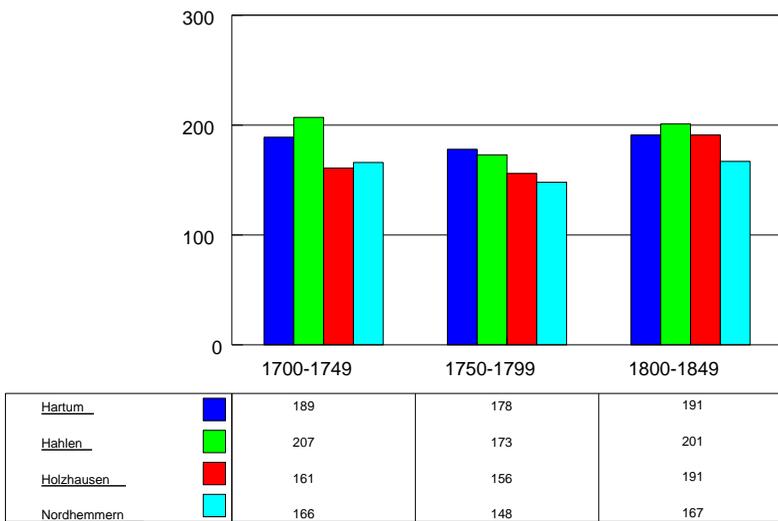


Abb.5.2.2.d. Quelle: Berliner Datenbank

Südgemeinden und Nordgemeinden Zweigeteilte Sterblichkeit bis 1770

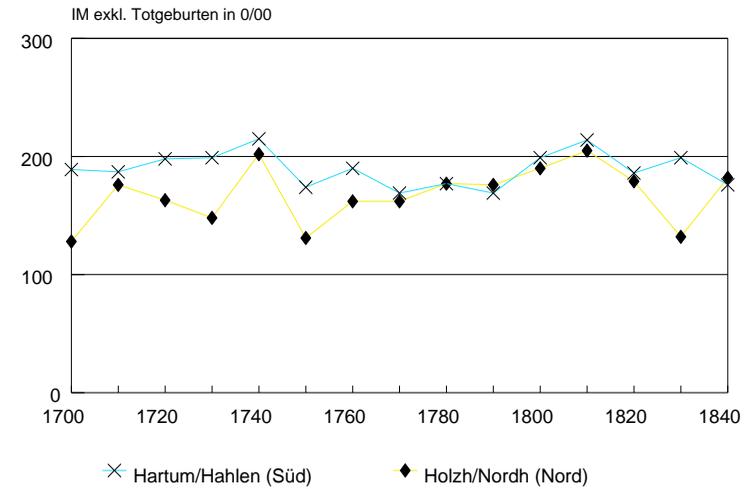


Abb.5.2.2.e. Quelle: Berliner Datenbank

Außenpositionen mit Abweichungen im Verlauf

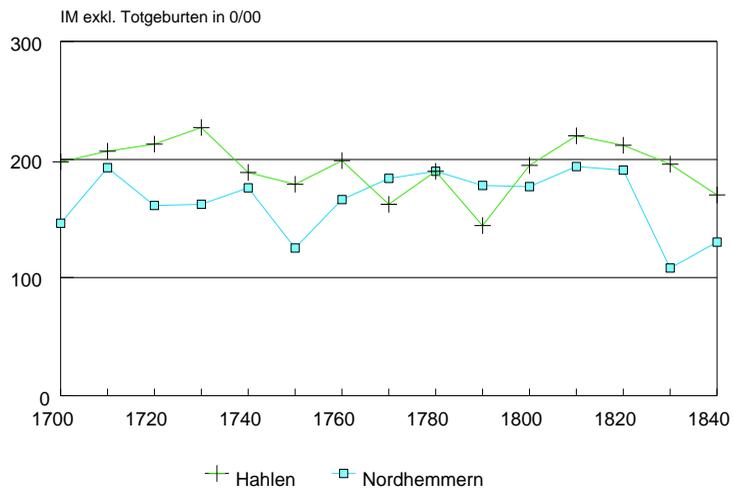


Abb.5.2.2.f. Quelle: Berliner Datenbank

Das Mittelfeld mit deutlichen Verlaufsübereinstimmungen

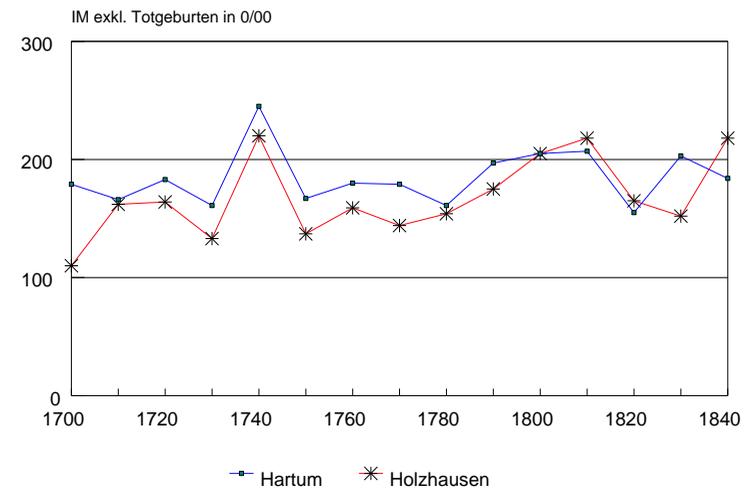


Abb.5.2.2.g. Quelle: Berliner Datenbank

vorübergehenden Altersanstieg bei der letzten Geburt, sowie kürzeren Geburtsintervallen wegen der hohen Säuglingssterblichkeit. Die erhöhte Säuglingssterblichkeit wäre womöglich eine indirekte Folge ökonomischer Wandlungsphänomene, die durch konjunkturellen Aufschwung, Ausweitung der Kleinbauern-, Neubauern- und Heuerlingsstellen, Ausdehnung der Nebenerwerbstätigkeiten, Veränderung des Arbeitsprofils der Frauen und letztlich der Ernährungspraktiken zu charakterisieren wären.

Das ist eine Ausgangslage, die für das westfälische Untersuchungsgebiet Modell-Überlegungen zum Zusammenhang von Demographie und Ökonomie in proto-industrialisierten¹³ Gebieten interessant werden läßt, ohne daß es sich bei den vier westfälischen Gemeinden eindeutig um ein solches Gebiet "agrarischem-heimgewerblicher Verflechtung"¹⁴ gehandelt hätte. Nach der Beschreibung des Untersuchungsgebietes¹⁵ lag Hartum nämlich lediglich am Rand der im 18. und 19. Jahrhundert stark proto-industriell geprägten Region Minden-Ravensberg. Darauf deuten sowohl zeitgenössische Quellen¹⁶ als auch zahlreiche Veröffentlichungen zur westfälischen Gewerblandschaft¹⁷ hin. Kronzeugin dieser Feststellung ist jedoch S. Reekers, deren umfangreiche und detaillierte Forschungsarbeit zur gewerblichen Wirtschaft Westfalens u.a. in einen Beitrag zu Minden-Ravensberg gemündet ist. Reekers rechnet das Amt Petershagen, zu dem alle vier Gemeinden des Untersuchungsgebietes Hartum gehörten, zu "den Gebieten, in denen weder Spinnerei noch Weberei bedeutend waren"¹⁸.

Im Hinblick auf die Zielsetzung dieses Kapitels erscheint dieser Befund richtungweisend. Denn während einzelne demographische Verhaltensweisen in Hartum wie ein Musterbeispiel proto-industrieller Bevölkerungstheorien aussehen, macht die weitgehend agrarische Entwicklung des Untersuchungsgebietes die überzeugende Untermauerung

¹³ In ihrem viel diskutierten Beitrag *Industrialisierung vor der Industrialisierung...* (1977) entwarfen die drei Göttinger Historiker P. Kriedte, H. Medick und J. Schlumbohm im Rahmen des Diskussionszusammenhangs der Proto-Industrialisierungs-Forschung, die sich seit den 70er Jahren mit der Interpretation der markt- und exportorientierten ländlichen Warenproduktion beschäftigte, ein Modell der Strategien proto-industrieller Familien. Es war ihre Absicht, zu zeigen, daß es eine innere Logik und Rationalität des demographischen Verhaltens dieser Familien gab. So war eine frühe Eheschließung in proto-industrialisierten Familien möglich, weil ihr Lebensunterhalt nicht auf ererbtem Besitz, sondern auf eigener Arbeit beruhte, eine frühe Heirat war überdies notwendig, weil der hausindustrielle Arbeitsprozeß die Familie als Produktionseinheit von Mann, Frau und Kindern voraussetzte. Hierzu und zum Stand der Proto-Industrialisierungs-Forschung vgl. zuletzt die kontroverse Standpunkte beschreibende Zwischenbilanz von: P. Kriedte, H. Medick und J. Schlumbohm: "Sozialgeschichte in der Erweiterung..." (Teil I und II/1992)".

¹⁴ Der Begriff wurde von Mager geprägt und wird hier synonym mit dem der Proto-Industrialisierung verwendet.

¹⁵ Siehe Anm.1

¹⁶ Stellvertretend: P.F. Weddigen: *Versuch einer geographisch-statistischen Beschreibung...* (1799), 319-334.

¹⁷ Verwiesen werden soll hier v.a. auf die Veröffentlichungen von J. Mooser, W. Mager und P. Klein. Vgl. W. Mager, "Protoindustrialisierung und agrarisch-heimgewerbliche Verflechtung während der Frühen Neuzeit", in: *Geschichte und Gesellschaft* 8 (1982), 435-474 und Ders., "Protoindustrialisierung und Protoindustrie. Vom Nutzen und Nachteil zweier Konzepte", in: *Geschichte und Gesellschaft* 14 (1988), 275-303. Vgl. J. Mooser, *Ländliche Klassengesellschaft 1770-1848. Bauern und Unterschichten, Landwirtschaft und Gewerbe im östlichen Westfalen* (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 64), Göttingen 1984. Vgl. P. Klein: *Familie und agrarisch-heimgewerbliche Verflechtung. Eine demographische Studie zu Spenge (Ravensberg) 1768-1868* (= Materialien des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik der Universität Bielefeld, 35), Bielefeld 1993. Erwähnenswert darüber hinaus: A. Mayr: "Die Wirtschaftsräume Westfalens im Überblick", in: W. Kohl (Hrsg.), *Westfälische Geschichte, Bd.3: Das 19. und das 20. Jahrhundert. Wirtschaft und Gesellschaft*. Düsseldorf 1984, 1-40 und zeitlich weiterführend: H.-J. Teuteberg: "Die Industrialisierung Westfalens im 19. Jahrhundert: Probleme und Forschungsstand", in: H.-J. Teuteberg (Hrsg.), *Westfalens Wirtschaft am Beginn des 'Maschinenzeitalters'* (= Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte, 6), Dortmund 1988, 1-56.

¹⁸ Vgl. S. Reekers: "Beiträge zur statistischen Darstellung der gewerblichen Wirtschaft..." (1965), 101, Anm.70.

eines demo-ökonomischen Systems proto-industrialisierter Regionen unmöglich. Dasselbe gilt für die Falsifizierung schon deshalb, weil eine Adaption des demographischen Verhaltens proto-industrialisierter Nachbarregionen ebensowenig auszuschließen ist wie der Einfluß der Stadt Minden.

Im folgenden wird es deshalb erneut um die Säuglingssterblichkeit gehen, allerdings nicht ohne 1. die Zusammenhänge von ökonomischem und demographischem Wandel im Auge zu behalten und 2. auf die Fertilitätsentwicklung, das Heiratsverhalten und das Bevölkerungswachstum einzugehen.

Hartums Bevölkerungswachstum seit 1788 ist aus den Angaben für das gesamte Kirchspiel zuverlässiger abzulesen als aus den in App.C.2.a. wiedergegebenen Zahlen für die einzelnen Gemeinden. Erstere stammen aus dem Staatsarchiv Münster, Kriegs- und Domänenkammer Minden¹⁹, letztere aus der Chronik des Pfarrers der Parochie Hartum zur Zeit der Napoleonischen Kriege, Erdsiek²⁰. Bei dem Vergleich der Angaben wurde offensichtlich, daß insbesondere Erdsieks Einwohnerzahlen für das Jahr 1801 zu hoch gegriffen scheinen, während die Zahlen für 1817 realistischer sind. Zwischen 1788 und 1817 verzeichnete das Kirchspiel Hartum unter Berücksichtigung sowohl der Domänenkammer-Zahlen als auch der Zahlen Erdsieks²¹ einen Bevölkerungsanstieg von etwas mehr als 30%. Das ist ein Wachstum, das auf der einen Seite nach den sich zum Teil widersprechenden demographischen Untersuchungen zur Proto-Industrialisierung sowohl als Anstoß als auch als Folge heimindustrieller Vergewerblichung gewertet werden könnte²², das auf der anderen Seite jedoch im württembergischen Untersuchungsgebiet Herrenberg in mindestens gleicher Höhe und zur selben Zeit allein durch agrarische Intensivierung in Gang gesetzt wurde.

Was die Bevölkerungsdichte betrifft, so war das Kirchspiel Hartum zwar um 1850 unter sechs Untersuchungsgebieten das mit 118 Einwohnern/qkm am dichtesten bevölkerte²³; dreißig Jahre zuvor, im Jahr 1817, war die Bevölkerungsdichte mit 86 E/qkm jedoch noch derjenigen des Untersuchungsgebietes Herrenberg (1821: 84 E/qkm) vergleichbar gewesen. Daß sie dennoch ca. 10 Einwohner/qkm über dem Durchschnitt des Kreises Minden im gleichnamigen Regierungsbezirk lag²⁴, war in erster Linie auf die hohe Bevölkerungsdichte in den südlichen Hartumer Gemeinden Hartum und Hahlen zurückzuführen. Wie aus App.C.2.a. abzulesen, verzeichnete besonders das heute zu Minden gehörende Hahlen bereits 1818 eine Einwohnerdichte von 129 Einwohnern/qkm. Dies ist eine Bevölkerungskonzentration, die zum einen auf die günstigeren Bodenverhältnisse im Süden des Kirchspiels, zum anderen auf die Nähe der Stadt Minden sowie der Weser als bedeutenstem Transportweg von Waren zurückzuführen war. Angesichts solcher Standortvorteile dürfte der Grad der Proto-Industrialisierung für die Bevölkerungsdichte - zumindest der beiden Gemeinden im Süden des Kirchspiels - eine untergeordnete Rolle gespielt haben. In diesem Zusammenhang ist die Situation im Norden des Kirchspiels allerdings durchaus differenziert zu betrachten.

¹⁹ StAM, KDK, Nr. 1228, Königreich Westphalen, C 1, 88. Die Verfasserin dankt R. Gehrmann für die freundliche Übermittlung der Einwohnerzahlen für die Jahre 1788: 2608 Einwohner, 1799: 2952 Einwohner, 1810: 3007 Einwohner.

²⁰ G.H.W. Erdsiek, "Aus dem Kichspiel Hartum..." (1819-1829, [1926/27]), passim.

²¹ Publierte Einwohnerzahlen für das gesamte Kirchspiel Hartum 1801: 3308 Einw. und 1817: 3435 Einw. Vgl. Ebda., passim.

²² Zur lebhaft geführten Diskussion des "demo-ökonomischen System-Zusammenhangs" zwischen Bevölkerungswachstum und Proto-Industrialisierung vgl. P. Kriedte, H. Medick und J. Schumbohm, "Sozialgeschichte in der Erweiterung..." (1992).

²³ I.E. Kloke, "Untersuchungsgebiete..." (1990), 85.

²⁴ S. Reekers, : Die Gebietsentwicklung... (1977), 153. Reekers gibt für den Kreis Minden 77 Einwohner/qkm für das Jahr 1818 an.

Die Anzahl der Einwohner pro "nummeriertes Haus" ging nach Erdsiek zwischen 1801 und 1817 in drei der vier Kirchspielgemeinden sogar zurück. Erdsieks Chronik zufolge hatte der Ort Hartum 1801 durchschnittlich 8.3 Einwohner pro Wohnplatz, 1817 waren es 8.4 Einwohner. Für Hahlen lassen sich mit Blick auf das erste Jahr nach der Jahrhundertwende 8.4 Einwohner und 16 Jahre später 8.0 Einwohner pro Haus berechnen, in Holzhausen waren es 1801 7.8 und 1817 7.4, in Nordhemmern 9.7 und 9.1 Einwohner. Die Tatsache, daß 1817 in Holzhausen damit rein rechnerisch eine Person weniger pro Wohnplatz lebte als in Hartum, in Nordhemmern hingegen annähernd eine mehr, macht neugierig auf mikroregionale Unterschiede, die sich eventuell auf die Säuglingssterblichkeit ausgewirkt haben könnten.

Wie in den Ortsbeschreibungen zu den Untersuchungsgebieten des Berliner Lebenserwartungen-Projektes beschrieben und belegt²⁵, war das Kirchspiel Hartum während der Berichtszeit in ökonomischer Hinsicht vorrangig durch die landwirtschaftliche Nutzung der guten bis mittleren Lehmböden in Hartum bzw. Hahlen im Süden des Kirchspiels und der minderwertigen Sandböden in Holzhausen und Nordhemmern im Norden des Kirchspiels geprägt. Mittel- und kleinbäuerliche Betriebe überwogen. Typisch für den hier interessierenden Raum war das Heuerlingswesen²⁶. Die Erschließung von Landreserven führte darüber hinaus zur Anlage von Neu- bzw. Kleinbauernwirtschaften. Das Neuland war, wie z.B. im nördlichen Gemarkungsteil von Nordhemmern, zumeist weniger fruchtbar und brachte, besonders bei sandigen Böden, häufig nicht einmal die Hälfte des Ertrages einer qualitativ durchschnittlichen Parzelle. Die Lage der Neubauern, die dieses Land unter Schulden erwarben, war oft trostloser als die der Heuerlinge, deren Arbeitsleistungen zumindest zum Teil gegen Lohn erbracht werden konnten, der wiederum - je nach Vertrag - möglicherweise auf den Pachtpreis ihrer Heuerlingsstelle anrechenbar war. Differenzierungen innerhalb der Heuerlingsschicht sind allerdings angebracht. So führte die Abhängigkeit der Mehrzahl der Heuerlinge vom Nebenerwerb und die langsam in Gang kommende Gewerbekonjunktur insbesondere in den Gebieten mit proto-industriell verdichteter Textilindustrie bereits seit dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts zu der Entwicklung einer Hausindustrie. Der Landbau verlor an Bedeutung, die Arbeitsverpflichtungen entfielen, viele Heuerlinge wurden zu "Mieterheuerlingen". Deren Familien bildeten Produktionseinheiten, für die es sich als nützlich erwies, früh zu heiraten und zahlreiche Kinder bzw. Arbeitskräfte zu bekommen. Dies ist eine Entwicklung, die so nicht auf das wirtschaftliche Gefüge des Untersuchungsgebietes Hartum zu übertragen ist. Hier wuchs allein mit dem Arbeitskräftebedarf der Höfe die Zahl der Heuerlinge. Das textile Gewerbe beschränkte sich aber wohl auf die Moltgarnspinnerei im Nebenerwerb. Weitere ländliche und gewerbliche Erwerbsquellen waren der Torfstich (nur in Hartum und Hahlen), der Flachsanzbau, Frachtfuhren und Hollandgängerei. Endlich war der Kreis Minden, zu dem die Hartumer Parochie gehörte, nach der von Wischermann²⁷ entworfenen "Landkarte des Elends in Westfalen 1829", nicht in der gleichen Weise von den wirtschaftlichen Krisen des Vormärz betroffen wie etwa der durch die Verbreitung der Löwendlinnenfertigung proto-industriell erschlossenere Nachbarkreis Lübbecke²⁸.

²⁵ I.E. Kloke, "Untersuchungsgebiete..." (1990), 119-123.

²⁶ Das Heuerlingswesen war ein durch ländliche Rechtsformen bestimmtes Pacht-Arbeitsverhältnis, bei dem der Bauer dem Heuerling in einer - nach J. Mooser ("Familie und soziale Platzierung..." [1980], 130) - "quasifeudalen Beziehung" gegen Arbeitshilfe der ganzen Familie eine Wohnung und einige Morgen Land zur Nutzung überließ. Die Mehrzahl der Heuerlinge war vom Nebenerwerb abhängig. In Minden-Ravensberg verdreifachte sich die Heuerlingsbevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

²⁷ C. Wischermann, Die Wirtschaftsräume Westfalens... (1984), 57.

²⁸ Die von Wischermann (ebda.) selbst als problematisch bezeichnete (aber gleichwohl sehr interessante) Kartierung von Armutszonen basiert auf der Anzahl der vom preußischen Staat während der Ernährungskrise 1830/31 mit Salz unterstützten Gemeinden pro Kreis.

Die bereits skizzierte Zweiteilung des Untersuchungsgebietes in eine nördliche Sand- und eine südliche Lehmregion wurde durch die Südostgrenze der Plaggendüngung vertieft, die eine intensivere Bodennutzung nur im Süden möglich machte. Auch die Grünlandnutzung war nur in den südlichen Gemeinden stärker vertreten. Was die Bevölkerungsdichte betraf, so lebten, wie an anderer Stelle bereits angedeutet, in den in naturräumlicher Hinsicht bevorteilten Südgemeinden sowohl zu Beginn des 19. Jahrhunderts als auch gegen 1850 deutlich mehr Menschen als in den Nordgemeinden, die allerdings, wie die Indikatorentabelle in App.C.2.a. dokumentiert, auch über geringfügig größere Gemeindeflächen verfügten. 1801 und 1817 war die Reihenfolge identisch und wie folgt: Hahlen (118 und 125 Einwohner/qkm), Hartum (105 und 111 Einwohner/qkm), Nordhemmern (jeweils 60 Einwohner/qkm) und Holzhausen (57 und 59 Einwohner/qkm). Der Einwohnerzuwachs lag zwar zwischen 1801 und 1817 mit Sicherheit höher als die äußerst geringen Wachstumsprozente auf der Basis der Erdsiek-Zahlen von 1801 nahe legen; die Angaben lassen jedoch vermuten, daß der Bevölkerungszuwachs innerhalb der Region unmittelbar nach der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert relativ gleichmäßig verlief. Dies änderte sich offenbar zwanzig Jahre später, als zwischen 1817 und 1852 die Einwohnerzahlen in Hartum und Hahlen mit 27 bzw. 29%, nicht mehr im gleichen Maße zulegen wie in Nordhemmern und Holzhausen, wo sie um satte 40% bzw. 60% kletterten. Folgerichtig war der prozentuale Anstieg der Einwohner pro qkm in den beiden bodenarmen Nordgemeinden gegen Ende des Untersuchungszeitraumes deutlich höher als in den mit fruchtbareren Flächen ausgestatteten Südgemeinden. Dies ist eine Feststellung, die auf die zahlreiche Ansiedlung von ökonomisch am Rande des Existenzminimums lebenden und auf Nebenerwerb angewiesenen Neubauern- und/oder Heuerlingsfamilien schließen läßt. Es sollte jedoch nicht in Vergessenheit geraten, daß die absolute Zahl der Einwohner - trotz des gerade beschriebenen Anstiegs in den nördlichen Gemeinden - im südlichen Hartum, aber besonders im heute zur Stadt Minden gehörenden Hahlen, zu jeder der hier interessierenden Zeiten höher war als in Holzhausen oder Nordhemmern.

Die Abb.5.2.2.c. zeigt die Säuglingssterblichkeit der vier Hartumer Kirchspielgemeinden auf der Ebene der Mikroregion, und zwar von 1700 bis 1849²⁹. Besonders ins Auge fallend ist die Korrespondenz des Sterblichkeitsgeschehens in Höhe und Verlauf während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Abb.5.2.2.d.), aber selbst der IM-Anstieg zu Beginn des 19. Jahrhunderts vollzog sich sichtbar in allen Gemeinden, wenn auch das stadtnahe Hahlen deutlich den spektakulärsten Sterblichkeitsanstieg zu verzeichnen hatte.

Die Abb.5.2.2.e., die die Entwicklung der Säuglingssterblichkeit für die südlichen und nördlichen Gemeinden getrennt abbildet, bestätigt den Befund. Sie fokussiert die Aufmerksamkeit jedoch auf die Kurvenkongruenzen zwischen 1770 und 1820 und die Kurvendifferenzen zwischen 1700 und 1770. In der zuletzt genannten Periode, während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, stand vor dem endgültigen Aufbruch aus der traditionellen Wirtschaftsweise eine deutlich niedrigere Mortalität der Neugeborenen in den Nordgemeinden (im Mittel der sieben Jahrzehnte 159 p.m.), einer deutlich höheren Mortalität der Neugeborenen in den Südgemeinden (.193) gegenüber³⁰.

Die Abbildungen 5.2.2.f. und 5.2.2.g. bestätigen diese Regel, machen jedoch gleichzeitig auf Verlaufsunterschiede aufmerksam. So waren die Abweichungen zwischen den in

²⁹ Bedingt durch den Umstand, daß das Ortssippenbuch Hartum mit Einführung der Zivilstandsregister 1875 endet, ist die Zahl der Ehen und damit Geburten und Sterbefälle, die in den Datensatz Eingang gefunden haben, seit dem Ende der 1830iger Jahre rückläufig. Ausgesprochen schmal ist die Datengrundlage jedoch nur für das Jahrzehnt 1850-59, das in der Darstellung keine Berücksichtigung fand.

³⁰ Signifikanztests ergaben insbesondere für die Jahrzehnte 1700-1710, 1730-1740 und 1750-1760 eine Irrtumswahrscheinlichkeit von deutlich unter 5%.

Säuglingssterblichkeit nach ausgewählten Vaterberufen

Untersuchungsgebiet Hartum: Gesamtzeitraum 1700-1849

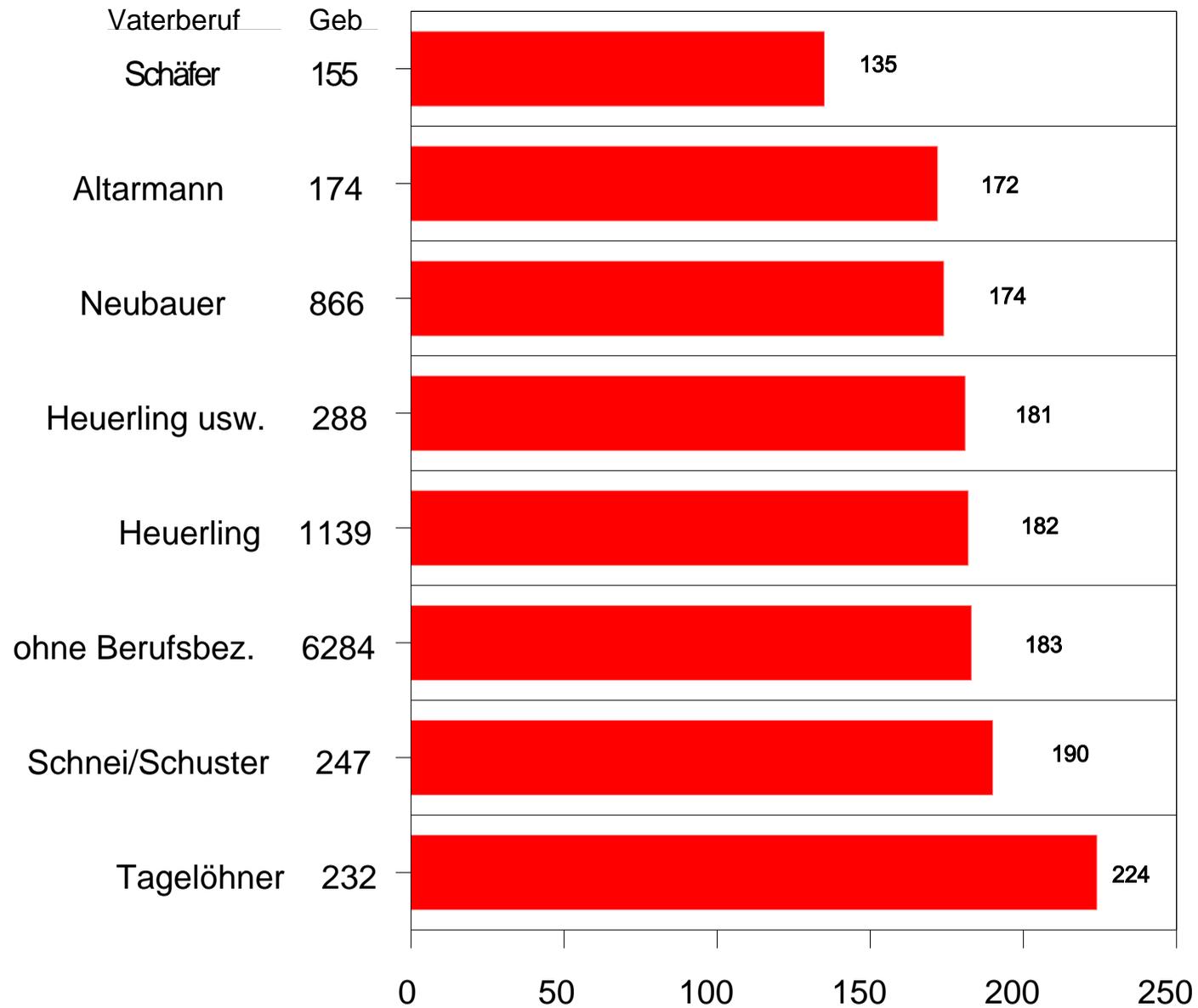


Abb.5.2.2.h. Quelle: Berliner Datenbank
Zur Einteilung der Berufe vgl. App.C.2.b.

exkl. Totgeburten in 0/00

südöstlicher und nordwestlicher Richtung ohne direkte Verbindung am weitesten voneinander entfernt gelegenen Gemeinden Hahlen (1700-1769: .202) und Nordhemmern (.161) am größten. Demgegenüber zeigt die Abb.5.2.2.g., daß die Mortalität der Gemeinde Hartum, fünf Kilometer nördlich von Holzhausen gelegen, im Zeitraum 1700-1770 zwar ebenfalls höher lag als diejenige im südlicher gelegenen Holzhausen (.183 versus .155), daß im Vergleich dieser Gemeinden aber gleichzeitig Übereinstimmungen im Verlauf unverkennbar waren. So schnellte die Säuglingssterblichkeit z.B. 1740-49 nur in Hartum und Holzhausen vorübergehend auf Werte von über 200 p.m. im Durchschnitt. Die Ursache einer Entwicklung, die sich so deutlich auf zwei von vier Orten beschränkt, kann u.a. in der Existenz eines Verbindungsweges, der aus dem Norden kommend nach Bünde führte, gesucht werden. Auf ihm konnten nicht nur Handelswaren und Informationen, sondern auch infektiöse Krankheiten transportiert werden. Letztlich ändern aber auch diese kurzfristigen Verlaufsübereinstimmungen nichts an der Gesetzmäßigkeit, die hier noch einmal wiederholt werden soll: In Holzhausen und Nordhemmern starben in den ersten sieben Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts durchschnittlich bis zu 18% weniger Säuglinge als in Hartum und Holzhausen.

Aufgrund des verfügbaren Quellenmaterials kann für die Existenz zweier unterschiedlicher Sterblichkeitsniveaus zu Beginn des 18. Jahrhunderts nur schwer eine Erklärung gefunden werden. Alle verfügbaren Informationen zur Zahl der Einwohner und Häuser, zur Bevölkerungsdichte oder zum Anstieg der Bevölkerungszahlen liegen erst ab 1800 vor. Für eine Zeit, als sich die Sterblichkeitskurven der Süd- und Nordgemeinden bereits angenähert hatten, belegen sie die ca. doppelt so hohe Anzahl der Einwohner pro qkm in den für die Überlebenschancen der Neugeborenen ungünstigen Südgemeinden. Geht man davon aus, daß die dichtere Besiedlung, die sich aus der Existenz fruchtbarer Böden und - zumindest was Hahlen betrifft - aus der Nähe zu Minden erklären läßt, auch für das 18. Jahrhundert vorausgesetzt werden kann, so wäre eine mögliche Ursache für die höhere Säuglingssterblichkeit gefunden: die größere Bevölkerungsdichte erhöhte die Wahrscheinlichkeit, mit der Säuglinge entweder direkt oder über ihre Bezugspersonen indirekt, mit Menschen in Berührung kommen konnten, die an infektiösen Krankheiten litten. Dieser These widerspricht die bereits weiter oben angeführte Beobachtung, daß zwar die Nordgemeinde Holzhausen, nicht aber die Nordgemeinde Nordhemmern über niedrigere Einwohnerzahlen pro Haus verfügte als die Südgemeinden. Das Gegenteil ist der Fall. Mit 9.7 Einwohnern pro Wohnplatz in Nordhemmern im Gegensatz zu nur 8.3 bzw. 8.4 Einwohnern pro Wohnplatz in den südlichen Gemeinden Hartum und Hahlen, hatten die Säuglinge in den nördlichen Gemeinden gerade in ihrer engsten Umgebung mehr Menschen um sich als in den Südgemeinden. Das ist ein Befund, aus dem sich die Frage ergibt, ob diese Zahlenverhältnisse auch auf das 18. Jahrhundert zutrafen, und wenn nicht, ob nicht gerade im verstärkten Zusammenleben auf engstem Raum eine der Verschlechterungen der Lebensumstände der Säuglinge zu suchen ist, die für die Angleichung der Kurven 30 Jahre vor der Jahrhundertwende verantwortlich gewesen sein könnten. Eine Überlegung, aus der sich aber auch die Frage ergibt, ob sich eine größere Zahl von Mitbewohnern, die ja gleichzeitig einen Anstieg der potentiellen Betreuungspersonen bedeuten konnte, auf die Überlebenschancen der Neugeborenen eher positiv auswirkte oder durch erhöhte Ansteckungsgefahren eher negativ? Die deutlich niedrigeren IM-Werte in Nordhemmern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts machen ersteres wahrscheinlicher.

Die Erwartung, mit Hilfe der Analyse der berufsgruppenspezifischen Säuglingssterblichkeit Einsichten in mikroregional differenzierte Sozial- und Wirtschaftsstrukturen zu gewinnen, die wiederum Einfluß auf die Mortalität genommen haben könnten, erwies sich als trügerisch. Für das Untersuchungsgebiet Hartum sind exakt 1173 Eigenberufe der Eltern im

Datensatz verzeichnet. Das macht nur ca. 18% aller Elternnennungen (= 6691) aus³¹, und betrifft auch nur ca. 30% der verheirateten Väter und ledigen Elternteile. Von den 1173 verzeichneten Eigenberufen der Eltern bezieht sich über die Hälfte (= 621 Einträge) auf die Berufe³² Heuerling (27,1%), Neubauer (16,4%), Arbeiter (5,2%) und Arbeiter/Heuerling (4,3%). Sortiert nach der Häufigkeit, folgen die Berufsbezeichnungen Altarmann (3,7%), Schmied (3,7%), Schuster (3,2%), Schneider (2,8%) und Schäfer (2,8%). Berufsbezeichnungen wie Bauer, Kolon, Mayer, Hofbesitzer, Weber oder Spinner tauchen weder in dieser noch in der Form von Varianten auf. Dies ist eine Quellensituation, die in höchstem Maße unbefriedigend ist, da sie die Möglichkeit ausschließt, die dörfliche Sozialstruktur in den einzelnen Gemeinden des Kirchspiels Hartum gegeneinander abzugrenzen. Nach den Angaben des seinerzeitigen Amtmanns standen z.B. 1837 in der Gemeinde Hartum 87 Heuerlingsfamilien 51 Kolonate gegenüber. Davon hatte lediglich ein Hof mehr als 60 Morgen Land, 3 Besitzungen waren größer als 40 Morgen, immerhin 22 größer als 20 Morgen; 10 Kolonatsstellen verfügten über mehr als 10 Morgen Land, und 15 Besitzungen waren kleiner³³. Bezogen auf den Datensatz stellt sich angesichts dieser Zusammenstellung noch einmal die Frage, hinter welcher Berufsbezeichnung sich, wenn überhaupt, die Vollbauern verbergen? Zwei Antworten entbehren immerhin nicht einer gewissen Logik:

1. Bei den Altarmännern könnte es sich zumindest um jene Kolonen handeln, die mit ansehnlichem Landbesitz ausgestattet waren, möglicherweise mit mehr als 20 Morgen. Altarleute waren nämlich nach der Definition von Erdsiek von der Gemeinde in ein kirchliches Ehrenamt gewählte Kirchenjuraten³⁴. Sie waren verantwortlich für die Kirchenfinanzen, die sie auch verwalteten. In der Kirche standen ihnen gesonderte Sitzplätze zur Verfügung. Es spricht somit vieles dafür, daß es sich bei der relativ hohen Zahl von Altarmännern im Kirchspiel Hartum um angesehene Grundbesitzer handelte.
2. Die Bezeichnung Bauer oder Kolon könnte für die Pfarrer, die in der Regel die Einträge in die Kirchenbücher vornahmen, eine so gewöhnliche Bezeichnung gewesen sein, daß sie sie nicht als Beruf erkannten. In diesem Fall wären die Bauern in der großen Gruppe derer zu suchen, für die keine Berufsbezeichnung vorliegt.

In die Analyse der Säuglingssterblichkeit nach Berufen fanden deshalb auch jene Personen Eingang, die "ohne Berufsbezeichnung" im Datensatz verzeichnet sind. Darüber hinaus umfaßt die Untersuchung die folgenden Berufe bzw. Berufsgruppen: Heuerling, Neubauer, "Schneider/Schuster", "Tagelöhner", unter welchem Terminus auch die Arbeiter Berücksichtigung fanden, Altarmann, Schäfer und "Heuerling usw.". Bei der letzten Bezeichnung handelt es sich um einen Sammelbegriff für im Hartum-Datensatz befindliche Doppelberufsbezeichnungen, bei der die eine der beiden Tätigkeiten die eines Heuerlings war: Arbeiter/Heuerling, Heuerling/Schneider, Heuerling/Schuster, Heuerling/Schäfer, Heuerling/Zimmermann, Heuerling/Maurer, Heuerling/Schmied und Heuerling/Zolleinnehmer³⁵. Die Kategorien "Heuerling" und "Heuerling usw." rechtfertigen keine Unterteilung in "Pächterheuerlinge" und "Mieterheuerlinge"³⁶. Auch die Väter, deren alleinige Berufsbe-

³¹ Die Zahl 6691 bezieht sich auf alle Elterneinträge im Hartumer Gesamtdatensatz (einschließlich der ledig Gestorbenen). Die Zahl 6336 bezieht sich auf alle Elterneinträge, die ein Traudatum vorzuweisen hatten. Für die entsprechend 3168 verheirateten Mütter liegt nur in Ausnahmefällen eine Berufsangabe (und wenn, meistens Hebamme) vor.

³² Die folgenden Berufsbezeichnungen entstammen den Kirchenbüchern, woraus sie unverändert in den Datensatz übernommen wurden. Berufskategorisierungen der Autorin sind in Anführungszeichen gesetzt.

³³ Quelle: Statistisches Amt Detmold (STAD) M 2, Minden 4. Amt Hartum, Nr. 13.

³⁴ G.H.W. Erdsiek, "Aus dem Kirchspiel Hartum..." (1819-1829, [1926/27], Titelseite der Mindener Heimatblätter vom 1.11.1926.

³⁵ Zur Einteilung der Berufsgruppen in Hartum vgl. App.C.2.b.

³⁶ Im Zusammenhang mit der begrifflichen Unterscheidung vgl. D. Ebeling und P. Klein: "Das soziale und demographische System der Ravensberger Protoindustrialisierung", in: E. Hinrichs und H.v. Zorn

zeichnung Heuerling war, gingen mit großer Wahrscheinlichkeit einem Nebenerwerb nach, allerdings lag dieser nicht so eindeutig wie bei den Heuerlingen mit Zweitätigkeit außerhalb des handlungsgarnproduzierenden häuslichen Gewerbes.

Die Abb. 5.2.2.h. dokumentiert die Säuglingssterblichkeit nach ausgewählten Berufen im gesamten Untersuchungsgebiet Hartum und für den gesamten Untersuchungszeitraum von 1700 bis 1849. Es erweist sich, daß die Mortalitätsraten der Berufsgruppen, die nach den weiter oben angestellten Vorüberlegungen zum "agrarischem Block" zu zählen sind³⁷, sehr eng beieinander lagen. Sie bewegten sich zwischen rund 170 und 180 p.m.. Ausgehend von der Annahme, daß die große Gruppe "ohne Berufsbezeichnung" die Mittel- und Kleinbauern einschließt, machte der agrarische Block den größten Anteil der im Datensatz erfaßten Bevölkerung aus. Innerhalb desselben war die Mortalität in der Gruppe "ohne Berufsbezeichnung" mit 183 p.m. am höchsten und unter den Säuglingen der Altarleute, zu denen mit einiger Wahrscheinlichkeit die Großbauern zu rechnen sind, mit 172 p.m. am niedrigsten. Dies ist ein Unterschied in der Säuglingssterblichkeit, der der sozialen Hierarchie innerhalb der Bauernschaft zu entsprechen scheint. Demnach hätte die bäuerliche Schicht mit den höchsten Statusdimensionen Besitz, Einkommen und Ansehen die günstigeren Lebensbedingungen für ihren Nachwuchs aufbieten können. Dies ist ein Ergebnis, das zwar durchaus folgerichtig und wahrscheinlich, aber nach dem Chi²-Test nicht signifikant ist. Dasselbe trifft auf die geringfügig größeren Überlebenschancen der neugeborenen Neubauernkinder gegenüber Heuerlingskindern zu. Sie berechtigen nicht zu der Annahme, daß interne Differenzierungen des agrarischen Blocks in besitzende und besitzlose Unterschichten signifikanten Einfluß auf die Säuglingssterblichkeit genommen haben.

Unter den ausgewiesenen Berufen sind die Heuerlinge zahlenmäßig am stärksten vertreten: 1139 Geburtseinträge für Heuerlinge ohne angegebenen Nebenerwerb sind neben 288 Einträgen für Heuerlinge mit Zusatzerwerb, genannt "usw.", verbucht. Auf jeweils eintausend Geburten berechnet, machen die für beide Heuerlingsgruppen beinahe identischen IM-Werte von 182 und 183 p.m. deutlich, daß offenbar auch Art und Umfang des Nebenerwerbs keine Wirkung auf die Überlebenschancen der Säuglinge hatten.

Die Extrempositionen in der Rangfolge der ermittelten Mortalitätswerte nehmen Vaterberufe außerhalb des agrarischen Blocks ein: Während von den Schäferkindern weniger als ein Sechstel (.155) im Verlauf des ersten Lebensjahres starben, waren es von eintausend Tagelöhnerkindern fast ein Viertel (.224). Obwohl in beiden Fällen die absolute Zahl der Geburten gering ist, weichen die Mortalitätswerte doch auffällig von der begrenzten Variationsspanne aller mehr oder minder mit der Landwirtschaft verbundenen Berufe ab. Wenn die Schneider und Schuster in bezug auf die Sterblichkeit ihrer Neugeborenen in diesem Zusammenhang mit 190 p.m. eine Zwischenstellung einnehmen, so spräche dies angesichts ihrer zu vermutenden Teilintegration in den agrarischen Block³⁸ nicht gegen ein Sterblichkeitsmuster, daß als Ergebnis der Abb. 5.2.2.h. zwischen agrarisch und nicht-agrarisch eingebundener Bevölkerung unterscheidet.

Bevor weiter unten der Versuch gemacht wird, Gründe für die niedrige Säuglingssterblichkeit unter Schäfer- und die hohe unter Tagelöhnerkindern zu

(Hrsg.): Bevölkerungsgeschichte im Vergleich: Studien zu den Niederlanden und Nordwestdeutschland. Aurich 1988, 27-48, bes. 29.

³⁷ Dazu zählen die folgenden in der Grafik berücksichtigten Kategorien: Altarleute, Neubauern, Heuerlinge, "Heuerlinge usw." und "ohne Berufsbezeichnung".

³⁸ Viele Dorfhandwerker, zumal wenn sie Meister waren, arbeiteten nicht nur für Lohn in ihrem Gewerbe, sondern gingen erstens einer Doppelbeschäftigung nach und/oder verfügten zweitens über (Garten)Landbesitz.

Südgemeinden Hartum und Hahlen

Berufe 1700-1849

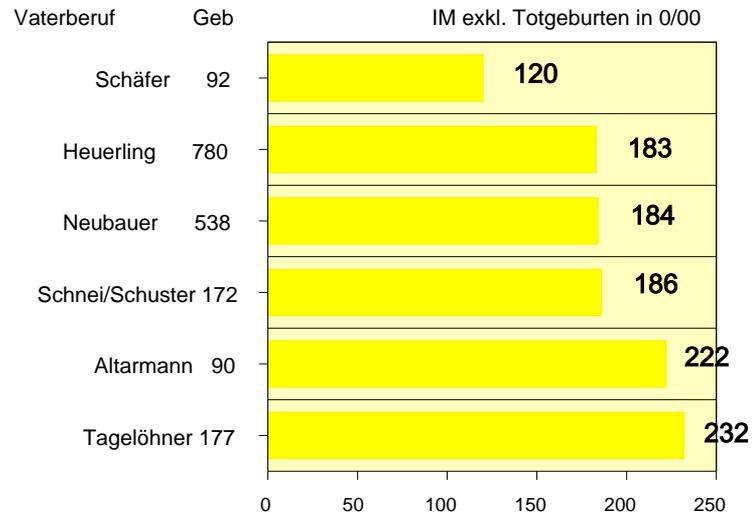


Abb.5.2.2.k. Quelle: Berliner Datenbank

Nordgemeinden Holzhausen/Nordhemmern

Berufe 1700-1849

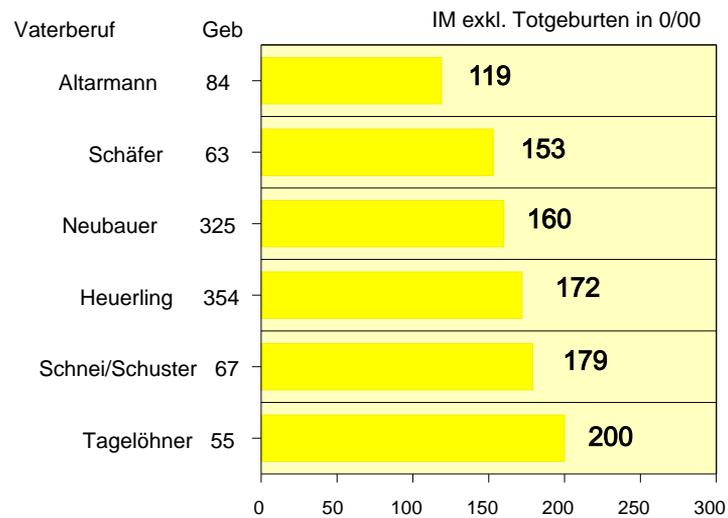


Abb.5.2.2.l. Quelle: Berliner Datenbank

nennen, sollen die Abbildungen 5.2.2.k. und 5.2.2.l. die berufsgruppenspezifische Sterblichkeit für die nördlichen und südlichen Hartumer Kirchspielgemeinden getrennt verdeutlichen³⁹. Zweierlei wird anhand der Grafiken deutlich:

1. Die Rangfolge der Sterblichkeit unterschied sich im Norden und Süden des Untersuchungsgebietes nur graduell. Während die Säuglinge der Tagelöhner in beiden Mikroregionen die geringsten Überlebenschancen hatten, überlebten die Kleinstkinder der Schäfer hier wie dort mit größerer Wahrscheinlichkeit als Heuerlings-, Neubauern- oder Schneider- bzw. Schusterkinder. Nur die Neugeborenen der Altarleute unterlagen einer örtlich differenzierten Gefährdung, die als substantiell bezeichnet werden kann. Bei Zugrundelegung zwar geringer, aber vergleichbarer Geburtenzahlen starben in den bevölkerungsreicheren und mit fruchtbareren Böden ausgestatteten Südgemeinden Hartum und Hahlen immerhin 222 von 1000 Lebendgeborenen dieser mit einem kirchlichen Ehrenamt gekennzeichneten Gruppe. Unter der Voraussetzung, daß es sich bei derselben tatsächlich mehrheitlich um bäuerliche Großbesitzer handelte, lag die Säuglingssterblichkeit der agrarischen Oberschicht damit im Süden rund 20% über der Säuglingssterblichkeit der zumeist auf Nebenerwerb angewiesenen bäuerlichen Unterschicht. In den Gemeinden Holzhausen und Nordhemmern im Norden des Untersuchungsgebietes kann von ähnlichen Nachteilen der Altarleutekinder nicht die Rede sein. Hier, in den dünner besiedelten Sandregionen des Kirchspiels hatten sie vielmehr die bei weitem größten Überlebenschancen. Diese lagen rund 40% über denjenigen der anderen agrarisch eingebundenen Berufe.

2. Neben der weitgehend übereinstimmenden Rangfolge der Sterblichkeit blieben die prinzipiellen Niveauunterschiede zwischen den südlichen und nördlichen Gemeinden bestehen. So starben in Holzhausen und Nordhemmern in allen Berufsgruppen deutlich weniger Säuglinge als in Hartum und Hahlen. Die einzige Ausnahme bilden die Schäfer. Deren Neugeborene hatten im Norden offenbar nicht ganz so günstige Überlebensbedingungen wie im Süden. Diese Erkenntnis ändert jedoch nichts an dem grundsätzlichen Ergebnis der berufsgruppenspezifischen Analyse, demzufolge die beobachtete Zweiteilung im mikroregionalen Sterblichkeitsgeschehen offensichtlich unabhängig vom Vaterberuf der Säuglinge war.

Wie angekündigt, fragt die Abb.5.2.2.n. nach den Hintergründen der berufsgruppenspezifischen Säuglingssterblichkeit. Dabei stehen die Faktoren Alter und Geschlecht im Mittelpunkt des Interesses. Folgende Erkenntnisse sind mit Hilfe der Grafik zu gewinnen:

1. Im Untersuchungsgebiet Hartum wurden die Säuglinge mit einiger Wahrscheinlichkeit in den ersten vier Lebenswochen gestillt und zwischen dem zweiten und sechsten Lebensmonat entwöhnt⁴⁰. Dafür spricht, daß die altersspezifische Säuglingssterblichkeit im Zeitraum 28-180 Tage in sieben von acht Berufsgruppen am höchsten ist. Im Untersuchungsgebiet Herrenberg, einem Nicht- bzw. Niedrigstillgebiet, war zum Vergleich hierzu die Mortalität der Neugeborenen bereits in den ersten vier Wochen am ausgeprägtesten.

2. Die extremen Sterblichkeitsunterschiede zwischen Schäfer- und Tagelöhnersäuglingen in Hartum sind in erster Linie das Ergebnis einer stark voneinander abweichenden neonatalen Mortalität. Da mit Blick auf die exogenen Todesursachen nicht davon auszugehen ist, daß die Nachkommen der Schäfer vor, während oder nach der Geburt medizinisch besser versorgt worden wären als die der Tagelöhner, ist die Ursache der Differenz wohl erneut im Stillverhalten zu suchen. Demnach wären die Neugeborenen, deren Väter Schäfer waren, im Vergleich zu allen anderen Berufsgruppen besonders zuverlässig gestillt worden und die

³⁹ In diesen Grafiken sind die Kategorien "ohne Berufsbezeichnung" und "Heuerling usw." nicht berücksichtigt.

⁴⁰ Vgl. dazu auch die biometrische Analyse, Kap. 4.5.

Säuglingssterblichkeit nach Region, Geschlecht und Alter

Die Gemeinden im Kirchspiel Hartum 1740-1839

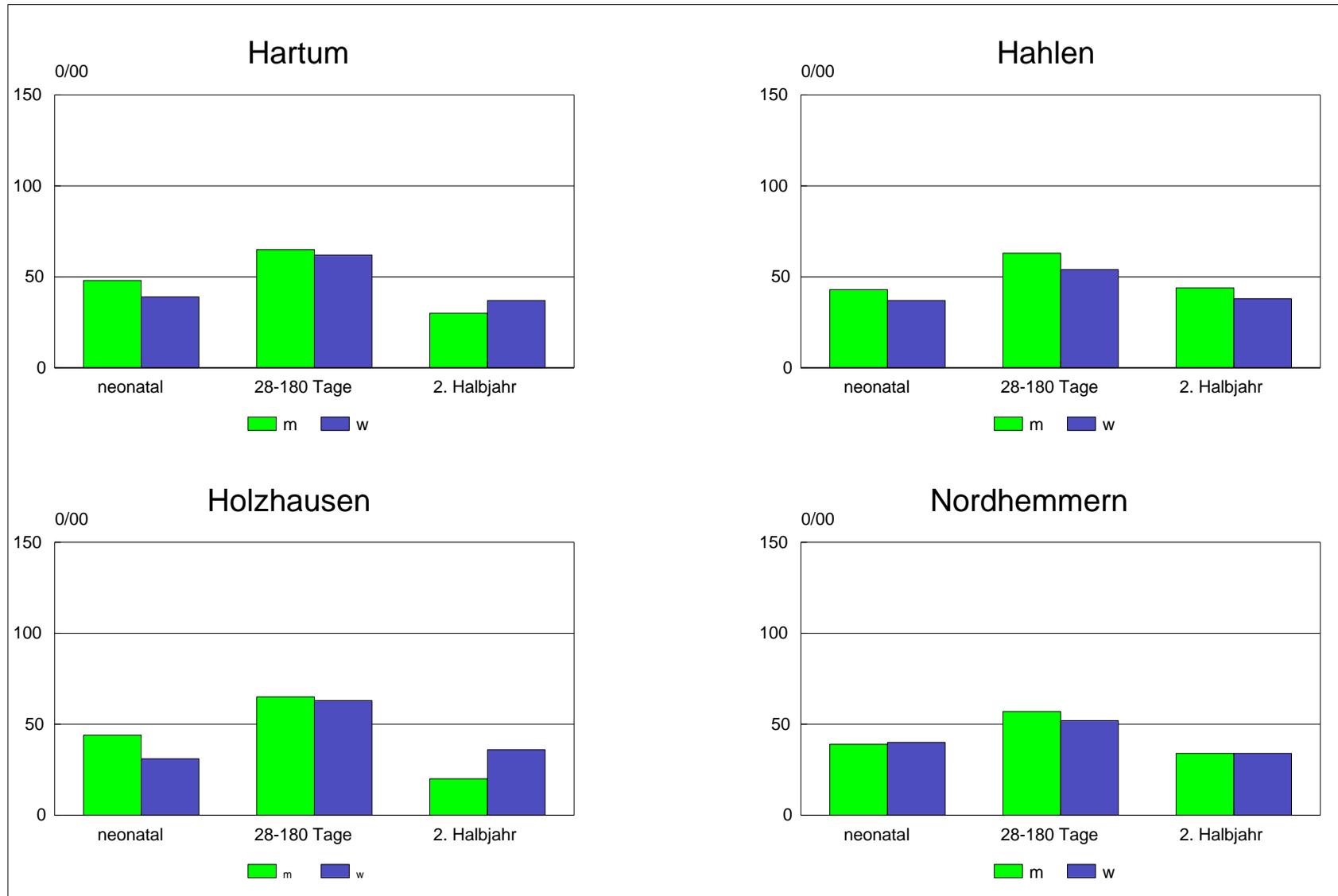


Abb.5.2.2.m. Quelle: Berliner Datenbank

exkl. Totgeburten in pro mille

Altersspezifische Säuglingssterblichkeit nach Vaterberufen

Untersuchungsgebiet Hartum 1740-1839

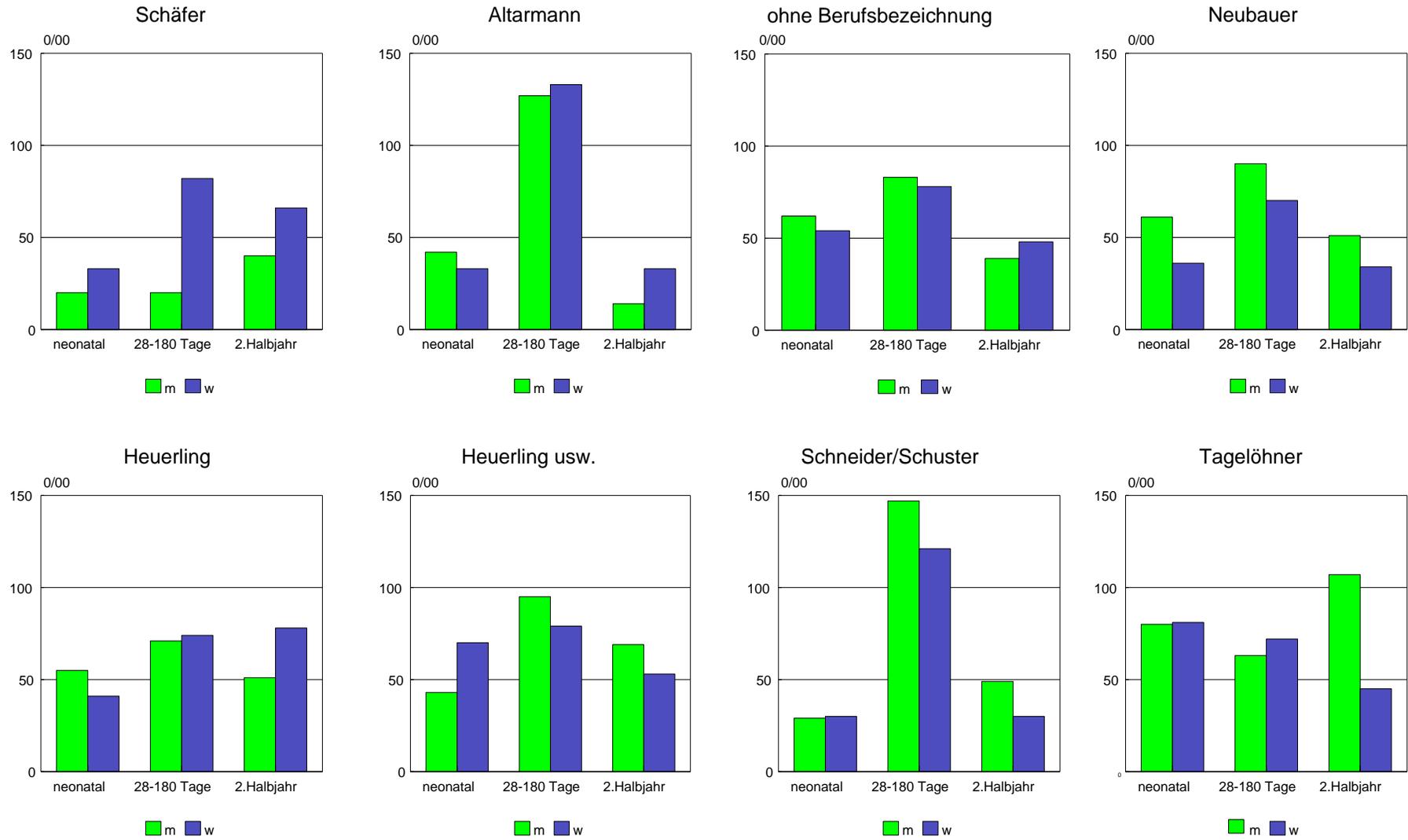


Abb.5.2.2.n. Quelle: Berliner Datenbank

exkl. Totgeburten in 0/00



Neugeborenen, deren Väter Tagelöhner waren, besonders nachlässig oder im Gegensatz zu allen anderen Berufsgruppen gar nicht.

3. Geht man davon aus, daß es sich bei der Übersterblichkeit männlicher Säuglinge im ersten Lebensjahr um eine biologische Konstante handelt, so kann im Untersuchungsgebiet Hartum nur das Sterblichkeitsmuster der untereinjährigen Neubauernkinder als eines gelten, auf das die Eltern - mit einiger Sicherheit - keinen geschlechtsselektierenden Einfluß genommen haben.

4. In allen übrigen Berufsgruppen ist eine bewußte Vergrößerung der Überlebenschancen männlicher Säuglinge von Seiten der Eltern zumindest nicht auszuschließen. Bei den Schäfern steht dieselbe außer Zweifel.

Angesichts der in dieser Berufsgruppe für beide Geschlechter bemerkenswert niedrigen Säuglingssterblichkeit war der Wunsch nach männlichem Nachwuchs allerdings mit einem ganz außergewöhnlichen Interesse an einer möglichst großen Zahl überlebender Kinder beiderlei Geschlechts gepaart, wie eine ergänzende Fertilitätsuntersuchung ergab: Ihr zufolge belief sich die Geburtenzahl pro vollständige beiderseitige Erstehe in Schäferfamilien auf 8,2 Kinder⁴¹. Die Frau des Schäfers, die im Durchschnitt mit 22,7 Jahren geheiratet hatte, erreichte bei ihrer letzten Geburt ein mittleres Alter von 43,6 Jahren! Diese Werte lassen den Schluß zu, daß Kinder, insbesondere Jungen, in Schäferfamilien als Arbeitskräfte gebraucht wurden. Geht man davon aus, daß es sich bei den Schäfern um Kleinlandwirte mit extensiver Weidewirtschaft handelte, so waren sie offensichtlich bereits in früher Jugend tauglich, Arbeiten zu verrichten, die die Erwachsenen entlasteten. Zu denken wäre an Schnitttätigkeiten auf der Weide oder Versorgungs- und Hütedienste im Zusammenhang mit den Tieren.

5. Innerhalb des agrarischen Blocks unterschieden sich die Sterblichkeitsmuster auch bei der alters- und geschlechtsspezifischen Analyse nur unwesentlich. Hervorzuheben ist lediglich die auffällig hohe Mortalität der Säuglinge von Altarleuten im Alter zwischen zwei und fünf Monaten. Sie traf - bei leichter Übersterblichkeit der Mädchen - auf beide Geschlechter zu, und fand - mit Ausnahme der geschlechtsspezifischen Benachteiligung der Mädchen - nur unter Schneider- und Schusterkindern eine Entsprechung. Setzt man voraus, daß in dem genannten Altersabschnitt mangelnde Pflege in Form von unzureichender Ernährung, defizitärer Hygiene und fehlender Aufsicht häufiger die Todesursache war als infektiöse Erkrankungen, so würde dies bedeuten, daß sowohl die bäuerlichen Großbesitzer als auch die dörflichen Handwerker zu einer entsprechenden Vernachlässigung ihrer Kinder neigten. Diese Vernachlässigung wäre überdies ausgeprägter gewesen als in den Familien, die in der bäuerlichen sozialen Hierarchie untere Ränge einnahmen. Träfe sie dennoch zu, so könnte die Arbeitsbelastung der Mütter in beiden Fällen nicht als ausreichende Erklärung herangezogen werden, da dieselbe in Kleinbauern-, Neubauern- und Heuerlingsfamilien nicht kleiner gewesen sein dürfte als in nicht-agrarischen Unterschichten.

Nicht ohne Erwähnung bleiben sollte abschließend der Umstand, daß die Säuglinge der Altarleute, die die ersten sechs Monate ihres Lebens überlebten, mit größerer Wahrscheinlichkeit als die Kinder aller anderen Berufsgruppen auch ihren ersten Geburtstag erleben konnten. Ein kompensatorischer Effekt ist in dem Zusammenhang nicht zu übersehen, eine Interpretation des Phänomens aber zunächst nicht zu leisten.

Die Zusammenfassung befaßt sich zum Abschluß dieses Kapitels noch einmal mit den mikroregionalen Mortalitätsdifferenzen der vier Hartumer Kirchspielgemeinden. Diese

⁴¹

Zeitraum: 1740-1839

waren, wie bereits mehrfach erwähnt, nach 1770 nicht gravierend⁴². Daran ändert auch die Berücksichtigung der prinzipiellen Zweiteilung des Hartumer Untersuchungsgebietes in eine nördliche Sand- und eine südliche Lehmregion nichts. Konnten die naturräumlichen Gegebenheiten nämlich noch für den Zeitraum 1700 bis 1770 mit einschneidenden Höhenunterschieden in der Sterblichkeit der Gemeinden Holzhausen und Nordhemmern auf der einen und Hartum und Hahlen auf der anderen Seite in Verbindung gebracht werden, so fielen dieselben Höhenunterschiede genau von dem Zeitraum an weg, als die Quellenlage zunehmend Einblicke in die wirtschaftlichen und sozialen Folgen der naturräumlichen Zweiteilung gewährte. In Zahlen ausgedrückt, starben in Hartum und Hahlen in den ersten sieben Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts durchschnittlich 193 von 1000 Lebendgeborenen, während es in Holzhausen und Nordhemmern in demselben Zeitraum "nur" 159 p.m. waren. Das ist ein Unterschied von immerhin rund 18%. Angesichts der Tatsache, daß diese Besserstellung alle auf ihre Sterblichkeit überprüften Berufsgruppen betraf, wurde die Ursache des Phänomens eher in der geringeren Bevölkerungsdichte der bodenarmen Gemeinden in der nördlichen Sandregion gesucht.

Gerade sie, die geringere Bevölkerungsdichte, bestand auf der Geest allerdings auch noch fünfzig Jahre später, als sich die Sterblichkeitskurven der bis 1820 nur mäßig gewachsenen Nordgemeinden längst denen der einwohnerstärkeren Südgemeinden angeglichen hatten. Um die Jahrhundertwende, als das Spinnen in weiten Teilen des Fürstentums Minden mindestens zur Existenzsicherung vieler Kleinbauern und Heuerlinge auf dem Land beitrug, darüber hinaus aber besonders in Hartums nordwestlichen und südöstlichen Nachbarämtern zur proto-industriellen gewerblichen Tätigkeit geworden war, begannen die Überlebenschancen der Neugeborenen in den vier untersuchten Gemeinden gleichermaßen zu sinken. Ab 1800 stieg die Mortalität in der Gemeinde Hartum, deren Bewohner über fruchtbare Lößböden, Grünland und Torf verfügten, ebenso wie in der Gemeinde Hahlen, deren Bewohner nur wenige Kilometer von der Hauptstadt des Garnhandels, Minden, entfernt wohnten⁴³. Ein zwei Jahrzehnte anhaltender Anstieg war aber auch in den Gemeinden Holzhausen und Nordhemmern zu verzeichnen, deren Bewohner zur Anlage von Neubauernschaften auf minderwertige aber ausgedehnte Landreserven zurückgreifen konnten.

Der Anstieg der Säuglingssterblichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts war offenbar unabhängig von Art und Umfang der Nebenerwerbs- bzw. Existenzgründungsmöglichkeiten. Er ist vielmehr ein Indiz für die Annahme, daß der bei weitem größte Anteil der Kirchspielbevölkerung nach wie vor von der Landwirtschaft lebte und demzufolge von den Subsistenz- und Mortalitätskrisen des Vormärz betroffen werden konnte. In dieses Bild paßt der Umstand, daß die berufsgruppenspezifische Analyse keine nennenswerten Sterblichkeitsunterschiede innerhalb des agrarischen Blocks enthüllen konnte. Von 1000 Lebendgeborenen starben zwischen 1700 und 1849 172 Säuglinge von Altarleuten (vermutlich bäuerliche Großbesitzer), 174 Neubauernnachkommen und 182 Heuerlingskinder. Während der 1820er Jahre begann die Mortalität der Säuglinge wieder zu sinken. Sie schwankte in den drei Jahrzehnten bis 1850 zwischen 183, 174 und 180 p.m. In den nördlichen Hartumer Gemeinden wich sie vorübergehend stärker zurück als in den südlichen. Hierzu könnten die länderschließenden Entwicklungsaktivitäten in dieser Region beigetragen haben, die sich deutlich in einem Bevölkerungsanstieg von 40 bzw. 60% im Zeitraum 1817-1852 spiegelten. So spricht die niedrige Säuglingssterblichkeit der Neubauernkinder in Holzhausen und Nordhemmern (. 160) im Zeitraum 1800-1849 dafür, daß der existenzgründenden Generation am Überleben ihrer Kinder gelegen war. Das ist eine Annahme, die

⁴² Vgl. dazu die differentielle Säuglingssterblichkeit nach Region, Geschlecht und Alter, wie sie in der Abb. 5.2.2.m. grafisch aufbereitet ist. Aufmerksamkeit verdient die Übersterblichkeit weiblicher Säuglinge in den Monaten 6-12 in Hartum und Holzhausen, zwei Nachbargemeinden, die bereits in der Abb. 5.2.2.g. durch deutliche Übereinstimmungen in ihren Sterblichkeitsverläufen aufgefallen waren.

⁴³ Der Garnhandel lief wie der Leinenhandel über die Städte, damit das Garn der städtischen Akzise nicht entging. Vgl. dazu S. Reekers, "Beiträge zur statistischen Darstellung..." (1965), 102.

sich insofern mit den Ergebnissen der anderen Kapitel zum Untersuchungsgebiet Hartum deckt, als sie dem Faktor "Pfleger" eine herausragende Bedeutung bei der Interpretation der Säuglingssterblichkeit beimißt (vgl. Kap.4.5 und Kap.5.1.).

5.2.3. Das Untersuchungsgebiet Herrenberg in Württemberg

Das Untersuchungsgebiet Herrenberg im württembergischen Gäu umfaßt fünf Parochien: Bondorf, Mötzingen, Unterjettingen, Öschelbronn und Tailfingen sowie Tailfingens Filialgemeinde Nebringen. Alle sechs Gemeinden liegen höchstens 10 km südlich von Herrenberg, dem Hauptort des Oberen Gäu (vgl. Abb.5.2.3.a.). Nach dieser Stadt ist das Untersuchungsgebiet benannt¹.

Die Entwicklung der Säuglingssterblichkeit im Untersuchungsgebiet Herrenberg unterschied sich sowohl in ihrer Höhe als auch in ihrem Verlauf deutlich von der Entwicklung in den anderen Untersuchungsgebieten. Sie war spätestens seit den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts durchweg höher und stieg seit 1770 stetig an (Abb.2.5.2.b.). Im Kapitel 4.1., das die makroregionalen Unterschiede in der Entwicklung der Säuglingssterblichkeit thematisierte, werden deshalb die württembergischen Gemeinden als südliches "High-Level-Gebiet" charakterisiert, dessen Sterblichkeitsentwicklung konträr zu derjenigen des ostfriesischen "Low-Level-Gebiets" verlaufen ist.

Als eine der wichtigsten Ursachen für diesen Nord-Süd-Gegensatz ist das divergierende Stillverhalten in beiden Regionen Deutschlands zu betrachten. Im Untersuchungsgebiet Herrenberg wurden die Säuglinge seltener und vor allem kürzer an der Brust ernährt als im Untersuchungsgebiet Ostfriesland. Dafür sprechen die ebenfalls hohe Fertilität, die wiederum auf kurze Geburtenabstände schließen läßt², zeitgenössische Aussagen³ und Forschungsergebnisse⁴ gleichermaßen. Auch die biometrische Analyse⁵ deutet darauf hin, daß im Untersuchungsgebiet Herrenberg früher abgestillt wurde als im Untersuchungsgebiet Ostfriesland. Da die kumulierte Rate der Säuglingssterblichkeit in der Abb.4.5.a. in der unteren rechten Teilgrafik keinen auffälligen Abstillknick in den ersten Lebenswochen erkennen läßt, die Kurve aber auch nicht von Beginn an den von Knodel beobachteten konvexen Verlauf von Gebieten nimmt, in denen, wie z.B. in Bayern, nicht gestillt wurde⁶, könnte auf die Praxis einer Mischform der Ernährung geschlossen werden. Es ist wahrscheinlich, daß im Untersuchungsgebiet bereits im ersten Lebensmonat der Säuglinge zugefüttert wurde. Dies stünde durchaus im Einklang mit der auffallend hohen neonatalen Mortalität (Abb.4.5.d., unterste Teilgrafik).

Angesichts der hohen Säuglingsmortalität über viele Jahrzehnte des 18. und 19. Jahrhunderts wird von der Hypothese ausgegangen, daß es sich bei der lebensbedrohenden Ernährungspraxis um ein längerfristiges und gemeindeübergreifendes Verhalten handelte, von dem spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts alle Säuglinge des High-Level-Gebietes betroffen waren. Komparable Gegebenheiten finden sich auch im Zusammenhang mit dem ortsübergreifenden Bekenntnis der großen Mehrheit aller Kirchspielbewohner zum Protestantismus; sie erstrecken sich aber weder auf die flächenmäßige Größe noch auf die Bevölkerungsdichte der einzelnen Gemeinden des württembergischen Untersuchungsgebietes. Die Frage ist, inwieweit die sozioökonomischen

¹ Ein knapper Abriß des Untersuchungsgebietes ist dem Kap.2.4.4. zu entnehmen. Eine ausführliche Beschreibung des Untersuchungsgebietes unter Berücksichtigung von Landschaftsraum, politischer Geschichte und wirtschaftshistorischen Details findet sich bei I.E. Kloke, "Untersuchungsgebiete- Ortsbeschreibungen" (1990), 161-172 (Darstellung), 478-481 (Literatur).

² Vgl. die Abb.4.6.c. im Kap.4.6.

³ Zu Äußerungen von Ärzten in Medizinischen Topographien des 19. Jahrhunderts vgl. Kap. 5.1.2.

⁴ J.E. Knodel, Demographic behavior... (1988), 395-405.

⁵ Kap.4.5.

⁶ Einen konvexen Verlauf nehmen die kumulierten Kurven der bayerischen Dörfer Gabelbach und Anhausen bei J.E. Knodel, Demographic behavior... (1988), 51.

Von Ort zu Ort in Württemberg

Differentielle Säuglingssterblichkeit exk. Totgeburten

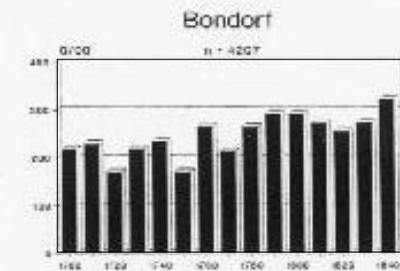
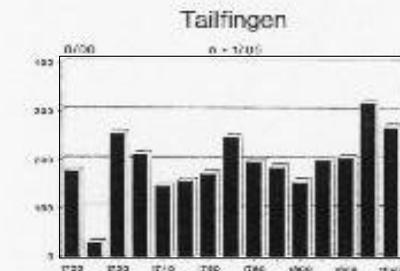
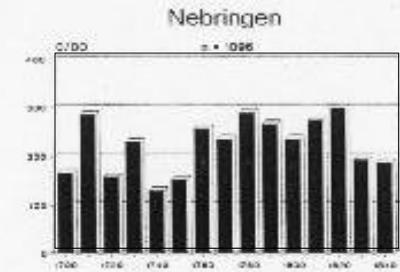
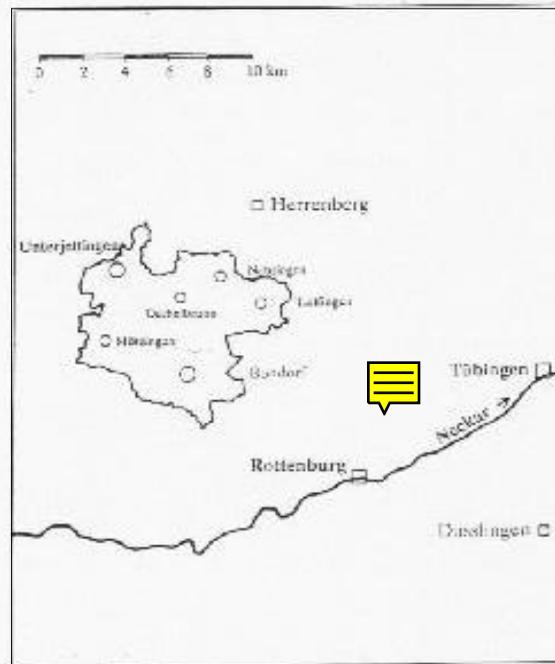
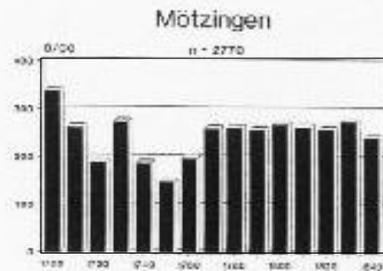
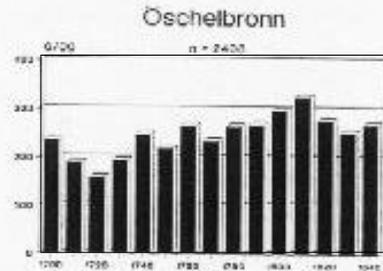
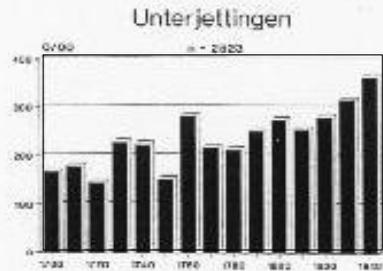
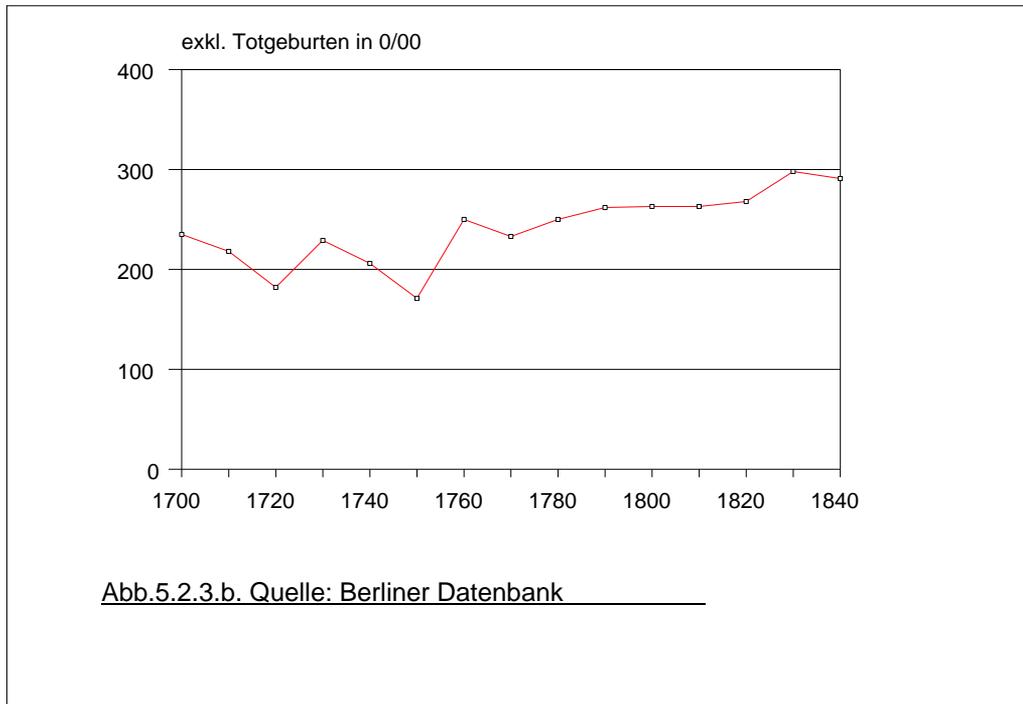


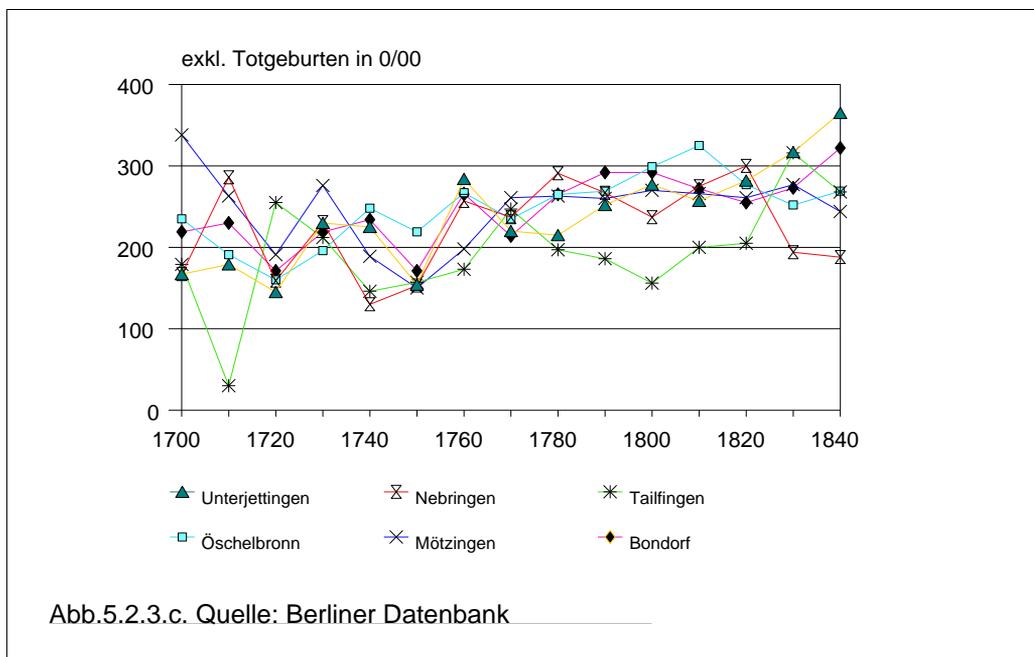
Abb.5.2.3.a. Quellen: Berliner Datenbank

Karte: Imhof et al 1990, 91

Makroregionale Säuglingssterblichkeit Das Untersuchungsgebiet Herrenberg



Mikroregionale Säuglingssterblichkeit 6 ländliche Gemeinden nahe Herrenberg



Verhältnisse auf der Ebene der Gemeinde differierten, und ob die vermuteten Diskrepanzen Einfluß auf die Säuglingssterblichkeit genommen haben. Um diese Frage zu beantworten, sollen ökonomische und soziale Entwicklungsprozesse in den einzelnen Gemeinden des Untersuchungsgebietes betrachtet werden. Auch demographische Komponenten, insbesondere mikroregionale Einzelheiten zum Bevölkerungswachstum, werden zur Sprache kommen.

Publizierte Einwohnerzahlen liegen für die Jahre 1786⁷, 1821⁸ und 1855⁹ vor. Der Vergleich der Angaben, die in App.C.3.a. und App.C.3.b. tabellarisch aufgelistet sind, macht deutlich, daß Bondorf der einwohnerstärkste der sechs Orte im Untersuchungsgebiet war. Er zählte 1821 bereits über 1000 ortsangehörige Personen. Geordnet nach ihrer Größe folgten im gleichen Jahr die Gemeinden Öschelbronn, Mötzingen und Unterjettingen mit einer Spanne von 700 bis 1000 Einwohnern, sowie Tailfingen mit rund 600 und Nebringen mit wenig mehr als 300 Einwohnern. Den größten Bevölkerungsanstieg zwischen 1783/86 und 1821 verzeichnete Mötzingen mit 56 %, gefolgt von Tailfingen (53 %), Unterjettingen (40 %) und Bondorf (39 %). Nebringen war bereits zwischen 1763 und 1783 um 20 % gewachsen¹⁰, zwischen 1783 und 1821 nahm die Bevölkerungszahl nur noch um 5 % zu. Dies ist eine Größenordnung, um die die Einwohnerzahl von Öschelbronn in demselben Zeitraum zurückging. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zwischen 1821 und 1855, konnte Öschelbronn mit 27 % dagegen den höchsten Bevölkerungsanstieg verbuchen, und zwar vor Nebringen (plus 25 %), Unterjettingen (plus 22 %), Bondorf (plus 17 %) und Tailfingen (plus 13%). Mötzingen, das sich schon 1790 um 50% gegenüber 1763 vergrößert hatte¹¹, wuchs zwischen 1821 und 1855 dagegen nur noch um 3%.

Die Gemarkungen der Auswahlgemeinden waren zwischen 500 und 850 ha groß. Die einzige Ausnahme bildete Bondorf, das als Hauptort des Untersuchungsgebietes über eine Gemarkung von rund 1800 ha verfügte. Entsprechend niedrig war die Zahl der Einwohner pro qkm zum Beispiel 1786. Lebten damals in Bondorf 50 Einwohner auf dem Quadratkilometer, so waren es in Öschelbronn 87 und - zwischen den Extremen - in Tailfingen 59, in Nebringen 61, in Unterjettingen 68 und in Mötzingen 74. Im 19. Jahrhundert war Mötzingen mit Abstand am dichtesten besiedelt (1821: 115 Einwohner

⁷ Wilhelm Heinrich Korn: Geographie und Statistik Württembergs. Laybach 1787, Bd.1, passim. Da Korn keine getrennten Einwohnerzahlen für das Kirchspiel Tailfingen/Nebringen angibt, wurde im Fall dieser Orte auf die Seelenzahlen von 1783 auf Kirchenvisitationsakten zurückgegriffen. Quelle: Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 281, Nr. 623.

⁸ Chronik. Bevölkerung des Königreichs am 1ten November 1821. In: Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie (1822), H.1, 89-176.

⁹ Beschreibung des Oberamts Herrenberg (1967 [1855]), die Seiten 154, 233, 239, 263, 292, 306. Die Angabe zur Einwohnerzahl Unterjettingens von 1855 in I.E. Kloke, "Untersuchungsgebiete..." (1990), 172, schließt Sindlingen ein und ist deshalb nicht mit den Einwohnerzahlen von 1786 und 1821 vergleichbar. In App.C.3.b. wird die Einwohnerzahl Unterjettingens deshalb ohne Sindlingen angegeben, das in kirchlicher Hinsicht ohnehin bis 1889 zu Oberjettingen gehörte.

¹⁰ Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Kirchenvisitationsakten, A 281, Nr. 623.

¹¹ A. Maisch, Notdürftiger Unterhalt... (1992), 29. Angesichts der Tatsache, daß im Rahmen des Dissertationsprojektes mehr als 50 Gemeinden in heute fünf Bundesländern auf ihre differentielle Säuglingssterblichkeit untersucht werden sollten, war von der Planungsphase an deutlich, daß eine Berücksichtigung von archiviertem ortsspezifischem Material nicht möglich sein würde. Nur in (Pfarr-)Gemeinde-, Landes- oder Staatsarchiven lassen sich jedoch in der Regel Angaben zu Einwohnerzahlen, Art und Umfang des Landbesitzes, zur Landnutzung und berufsgruppenspezifischen sozialen Schichtung finden. Gedrucktes fehlt insbesondere aus dem 18. Jahrhundert und der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eine Monographie, wie die 1992 von A. Maisch erschienene, ist vor diesem Hintergrund ein wissenschaftlicher Glücksfall. Sie befaßt sich mit den Lebensbedingungen in vier von sechs württembergischen Gemeinden, die zum hier interessierenden Untersuchungsgebiet Herrenberg zählen. Maisch macht gerade für das 18. Jahrhundert eine Vielzahl von Angaben zu Preisen und Löhnen, zur Bevölkerung, Berufsstruktur und dörflichen (Land-)Wirtschaft. Zusammen mit weiteren - vorwiegend zeitgenössischen - Quellen (Beschreibung des Oberamts Herrenberg 1967 [Original 1855]) bilden sie die Grundlage der württembergischen Tabelle "Indikatoren für lokale Lebensbedingungen" in App.C.3.a. und App.C.3.b.

pro qkm), es folgten Unterjettingen und Tailfingen (94 bzw. 91 E/qkm), mit etwas Abstand Öschelbronn (83 E/qkm) sowie als Schlußlichter der größte und der kleinste Ort (Bondorf: 70 E/qkm; Nebringen: 64 E/qkm). Damit kann Nebringens Bevölkerungsgeschehen nach 1790 als stagnierend bezeichnet werden. Bondorf, Unterjettingen und Öschelbronn wuchsen zumindest zwischen 1783/86 und 1821 mäßiger als Tailfingen und Mötzingen. Im Jahr 1855 lebten im gesamten Untersuchungsgebiet 98 Einwohner auf dem Quadratkilometer, im Königreich Württemberg waren es 82¹².

Daß der kräftige Anstieg der Einwohner- und Dichtezahlen im Laufe des 18. Jahrhunderts mit einer außergewöhnlichen Expansion der klein- und unterbäuerlichen Schichten einherging, zeigen zum Beispiel die nach Besitzgruppen aufgeschlüsselten Anteile am Landbesitz in Bondorf. Nach Maisch¹³ war der Anteil der Großbauern (> 15 ha Landbesitz) seit dem 17. Jahrhundert rückläufig, 1620-1654 betrug er rund 54%, 1725-59 13% und 1795-1829 nurmehr 11%. Auch der Anteil der Mittelbauern (5-15 ha) nahm in der Gemeinde, in der wie überall im Untersuchungsgebiet Realerbteilung vorherrschte, deutlich ab, er lag 1725-59 bei 44%, aber 1795-1829 bei nur noch 29%. Während der Anteil der Kleinbauern (2-5 ha) im 18. Jahrhundert im Gegensatz zum 17. Jahrhundert nur noch leicht wuchs (1725-59: 27%; 1760-1894: 32%), verdoppelte sich derjenige der unterbäuerlichen Schichten (0-2 ha): zwischen 1725-59 (14%) und 1795-1829 (27%). Der Anteil der Landlosen (1795-1829: 4%) war in Bondorf, wie auch in anderen Gäudörfern, gering.

Das Obere Gäu ist eine Landschaft im Herzen Württembergs zwischen Schwarzwald im Westen und Albvorland im Osten, in der nach der Meinung zeitgenössischer Berichterstatter die Böden ausgesprochen fruchtbar waren. In der Beschreibung des Oberamtes Herrenberg aus dem Jahre 1855¹⁴ werden Bondorf, Tailfingen, Nebringen und Öschelbronn sogar zu den reichsten Orten des Landes Württemberg gezählt. Läßt man die Wälder unberücksichtigt, so erreichten die Ackerflächen im Amt Herrenberg überall ca. 90%¹⁵. Der Anteil der Wiesen schwankte in den Gemeinden zwischen 5 und 10%, er nahm im Verlauf des 18. Jahrhunderts aufgrund der Umwandlung von Ackerland in Wiesen zu¹⁶, was bei dem gleichzeitig vorhandenen Mangel an Weiden auf eine Intensivierung der Viehwirtschaft hindeutet. In Bondorf nahmen die Wiesen 1774 nur 2.3% der Fläche ein, dennoch besaßen in dem Zeitraum von 1760 bis 1794 85.5% aller Haushalte Kühe und zwar im Durchschnitt mehr als zwei¹⁷, was wiederum angesichts der Tatsache, daß der Anteil der Weiden ebenfalls weniger als 3% ausmachte¹⁸, ein deutliches Indiz für die verbreitete Haltung und Fütterung der Tiere in Ställen ist¹⁹. Bezieht man sich auf die Stückzahlen Großvieh pro Gemeinde, so stieg die Anzahl der Kühe und Rinder in Bondorf allein zwischen 1716 und 1769 um 260%, zwischen 1769 und 1816 dann um weitere 29%. In Nebringen betrug der Anstieg zwischen 1769 und 1816 29%, in Mötzingen 55%. Nur in Tailfingen wuchs die Zahl der Kühe und Rinder lediglich zwischen 1769 und 1774 um 24%,

¹² I.E. Kloke, "Untersuchungsgebiete..." (1990), 161f.

¹³ A. Maisch, Notdürftiger Unterhalt... (1992), 86.

¹⁴ Beschreibung des Oberamts Herrenberg 1967 [1855], 41f.

¹⁵ A. Maisch, Notdürftiger Unterhalt... (1992), 96.

¹⁶ A. Maisch spricht von drei starken Wachstumsperioden: 1747-62, 1780-84 und 1798-1804. Ebda., 99

¹⁷ Ebda., 92 und 107f.

¹⁸ Ebda., 92. Der prozentuale Anteil bezieht sich auf Maischs Angaben für das Jahr 1734. Für das Jahr 1774 ist der Anteil der Weiden am Ackerland nicht spezifiziert.

¹⁹ A. Maisch, Notdürftiger Unterhalt... (1992), 93 zitiert eine entsprechende Notiz aus den Kanzleiakten über die Steuerrevision Nagold aus dem Jahr 1722: "...in Betrachtung ein Bürger diß orths in er-manglung der Commun-Waldungen ganz keine Beholzung, Wegen deß Wenigen Wieß-Wachßes auch also schlechte Weidung zu genießen habe, daß dahero das Vieh die meiste Zeit deß Jahrs im Stall er-halten werden müße...". Fundort: Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 261 Bü 1265, Schrr. vom 6.2.1722 und 18.5.1722.

zwischen 1774 und 1816 fiel sie dagegen um 29% auf einen niedrigeren Bestand als den von 1769²⁰.

Wichtig für die Interpretation der Mortalitätsdaten sind darüber hinaus folgende Informationen: Hauptanbauprodukte im Gäu waren Brotgetreide (im 18. Jahrhundert vornehmlich Dinkel, in geringerem Maße Hafer und Roggen, im 19. Jahrhundert Expansion von Gerste und Weizen) und Hülsenfrüchte, insbesondere Erbsen. Bis ca. 1750 wurde die Brache im Rahmen der Dreifelderwirtschaft relativ strikt eingehalten. Nach der Jahrhundertmitte wurden in der Brache und sehr vereinzelt auch in bebauten Ackerteilen Futterpflanzen wie Wicken und Klee, aber auch Kraut, Rüben, Flachs, Hanf und ab ca. 1790 Kartoffeln²¹ angebaut. Maisch bewertet den Anteil der genannten Produkte allerdings als gering: 1690-1724 betrug er lediglich 1% und wuchs 1795-1829 auf nicht mehr als 3%²². Ein Anteil, der belegt, daß die Produkte für die Selbstversorgung von Bedeutung waren, nicht jedoch für den Handel. Offenbar gewann die arbeitsintensive Produktion von Handelsgewächsen im Untersuchungsgebiet erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Bedeutung²³. Die Produktion von Brotgetreide und Hülsenfrüchten, die im 17. Jahrhundert stagniert hatte, erhöhte sich nach Maischs Archivstudien in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nach 1760 wuchs sie sogar um mehr als ein Drittel: *"Mitentscheidend war dabei ein ausgedehnterer Anbau höherwertiger Produkte (Hülsenfrüchte, Dinkel) auf Kosten niedriger bewerteter (Hafer)"*²⁴. Eine geringe Rolle für die Ertragssteigerungen spielte die Ausdehnung der kultivierten Fläche, da die Landreserven schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gering waren. Vielmehr ermöglichte eine steigende Zahl von Arbeitskräften, die über mehr Geräte verfügten, eine intensivere Bearbeitung des Bodens. Dünger stand durch die verbreitete Stallfütterung zur Verfügung.

Die Frage, ob und in welchem Maße, ökonomische Verhältnisse wie die beschriebenen Einfluß auf die Säuglingssterblichkeit genommen haben, wurde in der Forschung bislang entweder im Rahmen makroregionaler Vergleiche auf Amts-, Bezirks- oder Landesebene erörtert oder im Rahmen von Mikrostudien auf der Ebene eines einzigen Kirchspieles oder einer Auswahlgemeinde diskutiert. Beides führte zu der Tendenz, Entwicklungen in der Säuglingssterblichkeit konformistisch zu beurteilen. So haben generalisierende Erklärungsansätze sicher ihre Berechtigung, wenn sie sich ausdrücklich auf landesweite Entwicklungen beziehen; da, wo sechs Gemeinden in unmittelbarer Nachbarschaft untersucht werden können, bietet sich jedoch die Chance, signifikante Abweichungen in dörflichen Mortalitätsprofilen auf lokale Veränderungen in der wirtschaftlichen und sozialen Struktur zurückzuführen.

Der intraregionale Vergleich der Mortalitätsdaten im Untersuchungsgebiet Herrenberg ist ein Schritt in diese Richtung. Bereits ein flüchtiger Blick auf die Abb.5.2.3.c. macht deutlich, daß sich die langfristige Entwicklung der Säuglingssterblichkeit in den sechs untersuchten Gemeinden weder in der Höhe noch im Verlauf so grundlegend voneinander unterschied wie im Untersuchungsgebiet Ostfriesland (Abb.5.2.3.c.). Diese Feststellung ist allerdings nur dann richtig, wenn man von einer wesentlichen Ausnahme absieht: der Säuglingssterblichkeit in der Parochie Tailfingen²⁵. Deutlich folgt insbesondere die Kurve des Hauptortes²⁶ einer separaten Entwicklung.

²⁰ Ebda., 109.

²¹ Die Bedeutung von "Kraut und Rüben" für die Ernährung war vor dem Aufkommen der Kartoffel in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts erheblich.

²² A. Maisch, Notdürftiger Unterhalt... (1992), 101.

²³ Vgl. dazu auch I.E. Kloke, "Untersuchungsgebiete..." (1990), 166.

²⁴ A. Maisch, Notdürftiger Unterhalt... (1992), 120 und 141.

²⁵ Vgl. die Balken für Tailfingen und seine Filiale Nebringen in der Abb. 5.2.3.d.

²⁶ Vgl. nochmals die Linie für Tailfingen in der Abb.5.2.3.c.

Die Abb.5.2.3.e. führt zuerst die extremen Trendunterschiede in der Säuglingssterblichkeit zwischen der Gemeinde mit den höchsten Werten (Unterjettingen) und derjenigen mit den niedrigsten Werten (Tailfingen)²⁷ vor Augen. Sie wirft nochmals die Frage auf, warum während des gesamten Untersuchungszeitraumes in Tailfingen so viel mehr Säuglinge ihr erstes Lebensjahr überlebten, als im nur wenige Kilometer entfernt gelegenen Unterjettingen. Beide Gemeinden hatten laut Oberamtsbeschreibung²⁸ hohe natürliche Lagen, die Tailfinger Gemarkung hatte einen durchgängig sehr fruchtbaren Boden, die Unterjettinger Gemarkung wies auch qualitativ geringe Felder auf. Die Zahl der Einwohner war im 19. Jahrhundert in Unterjettingen stets um ca. 20-30% höher, die von den Einwohnerzahlen abhängigen Zuwachsraten belegen aber ein schnelleres Anwachsen der Bevölkerung in Tailfingen zwischen 1783 und 1821 (53% Zuwachs in Tailfingen standen 40% in Unterjettingen gegenüber). Die Zahl der Einwohner pro qkm lag deshalb nur 1783/86 in Unterjettingen um 15% höher, 1821 und 1855 bestanden hier keine substantiellen Unterschiede zwischen den Gemeinden²⁹. Um solche kann es sich auch bei den zuvor genannten Divergenzen schon deshalb nicht gehandelt haben, weil die entsprechenden Werte für die übrigen vier Orte des Untersuchungsgebietes alle möglichen Interdependenzen widerlegen.

So gab es die auffälligste Übereinstimmung der Säuglingssterblichkeit in Höhe und Verlauf zwischen Unterjettingen und Bondorf (siehe Abb.5.2.3.f.). In diesen beiden Kirchspielen, die räumlich weit voneinander entfernt liegen, verliefen die IM-Werte besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts so weitgehend parallel, daß man pointiert von einem "Kirchspielakkord" sprechen kann. Und dies, obwohl die Einwohnerzahlen in Bondorf 1786, 1821 und 1855 mehr als ein Drittel höher und die Dichtezahlen (E/qkm) fast ein Drittel niedriger waren als in Unterjettingen (Genaueres App.C.3.a. und App.C.3.b.). Eine erste Ähnlichkeit zwischen Bondorf und Unterjettingen ist lediglich in der durchschnittlichen Zahl der im Datensatz registrierten Geburten pro Kirchspielehen festzustellen: 5.2 Geburten pro Ehe in Bondorf waren nicht viel weniger als 5.5 in Unterjettingen.

Die niedrige Durchschnittszahl in Tailfingen, 4.6, korrespondiert dagegen mit dem niedrigsten Wert in allen Auswahlgemeinden: 4.5 Geburten pro Ehe in Nebringen. Diese Übereinstimmung ist umso stärker hervorzuheben, als sie sich auch auf die Zahl der Geburten pro vollständige Ehen erstreckt. In allen Datensatz-Ehen, in denen die Frauen ihre reproduktive Phase voll ausschöpfen konnten, kamen in Tailfingen und Nebringen über einen Zeitraum von 100 Jahren (1750-1849) durchschnittlich 1-2 Kinder weniger zur Welt als in den übrigen Gemeinden des Untersuchungsgebietes. Die niedrigste Anzahl wurde in Tailfingen im Zeitraum 1750-99 erreicht. Der mathematische Durchschnittswert von 5,8 Geburten pro vollständige beiderseitige Ersten in dieser Gemeinde stand 6,4 Geburten in Nebringen, 7,0 Geburten in Öschelbronn, 7,4 in Bondorf, 7,7 in Unterjettingen und 8,0 in Mötzingen gegenüber. Wie groß die mikroregionalen Differenzen in der Fertilitätsentwicklung waren, die diesen Varianzen zugrundeliegen, wird in der Abb.5.2.3.k. sichtbar. Tailfingen hatte demnach nicht nur über viele Jahre die niedrigste Säuglingssterblichkeit der Gemeinden, sondern - gefolgt von Nebringen - auch die niedrigste Rate der gesamten ehelichen Fertilität³⁰.

²⁷ Gemeint sind die höchsten und die niedrigsten Werte in jeweils zwei von drei 50-Jahres-Zeiträumen (gut erkennbar aus der Abb.5.2.3.d.) sowie im Mittel des gesamten Untersuchungszeitraumes.

²⁸ Beschreibung des Oberamts Herrenberg 1967 [1855], 292-297 und 306-314.

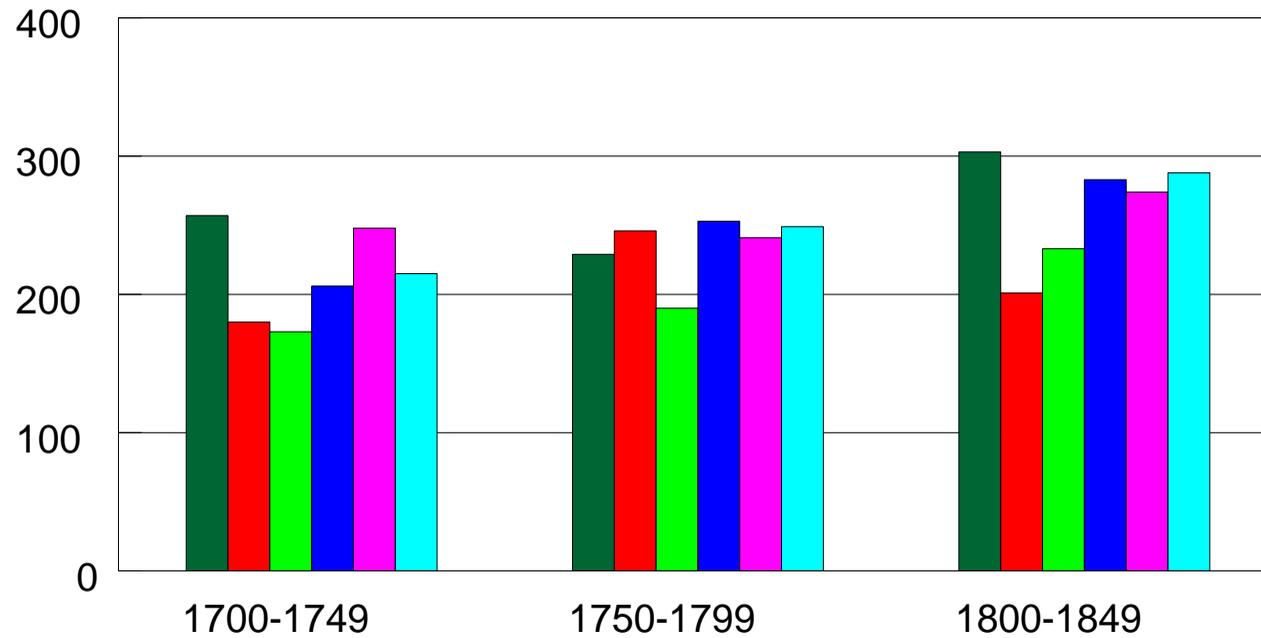
²⁹ Für alle Vergleiche siehe die Einträge in App.C.3.b.

³⁰ Die Fertilitätsberechnungen wurden von R. Gehrman durchgeföhrt und der Autorin freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Die Zahl der Geburten pro vollständige beidseitige Ersten mit Heiratsalter der Frau unter 30 und mindestens einem Kind belief sich im Zeitraum 1700-49 auf 6,2 in Bondorf, 7,0 in Mötzingen, 6,5 in Öschelbronn, 6,8 in Unterjettingen, 6,5 in Tailfingen und 6,3 in Nebringen. 1800-49 waren es 7,7 Geburten in Bondorf, 7,9 in Mötzingen, 7,5 in Öschelbronn, 7,4 in Unterjettingen, 6,7 in Tailfingen und ebenfalls 6,7 in Nebringen.

Ortsspezifische Säuglingssterblichkeit im UG Herrenberg

in drei Zeitabschnitten von je 50 Jahren/ exkl. Totgeburten

0/00



Unterjettingen		257	229	303
Nebringen		180	246	201
Tailfingen		173	190	233
Öschelbronn		206	253	283
Mötzingen		248	241	274
Bondorf		215	249	288

Abb.5.2.3.d. Quelle: Berliner Datenbank

Extreme Trendunterschiede

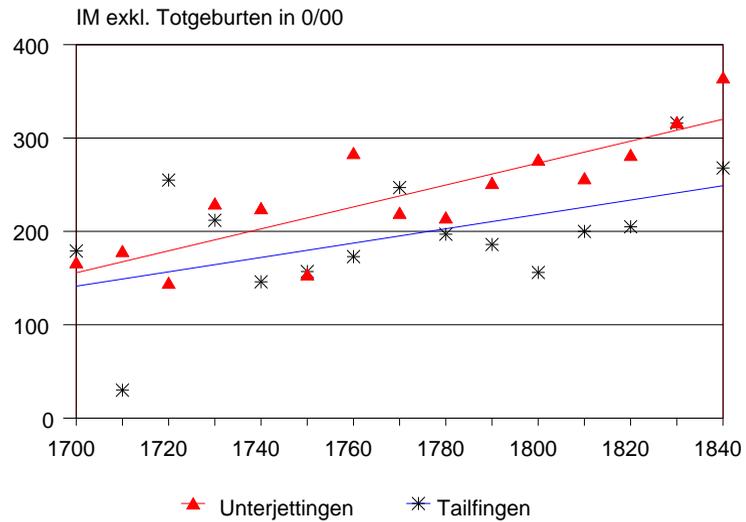


Abb.5.2.3.e. Quelle: Berliner Datenbank

Kirchspielakkord

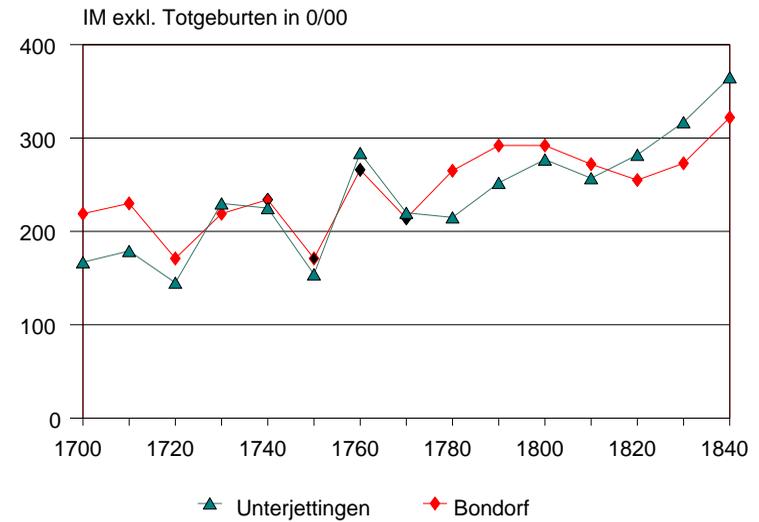


Abb.5.2.3.f. Quelle: Berliner Datenbank

Kirchspielkontrast

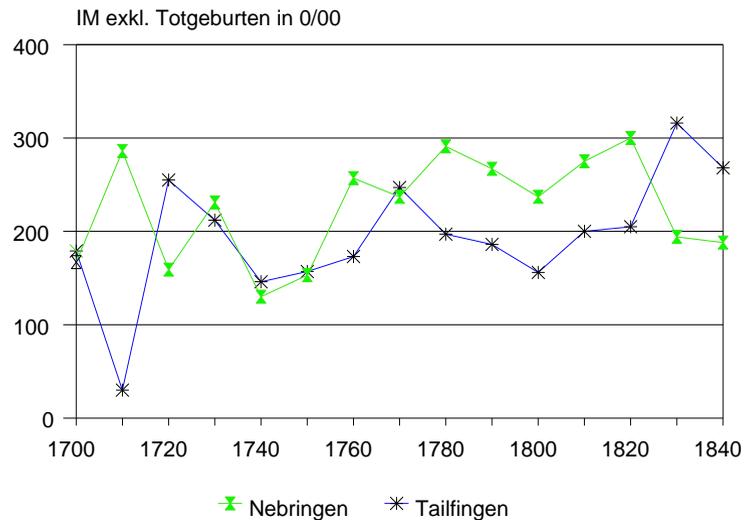


Abb.5.2.3.g. Quelle: Berliner Datenbank

Konvergenzen und Divergenzen entlang der Hauptstraße von Herrenberg nach Horb

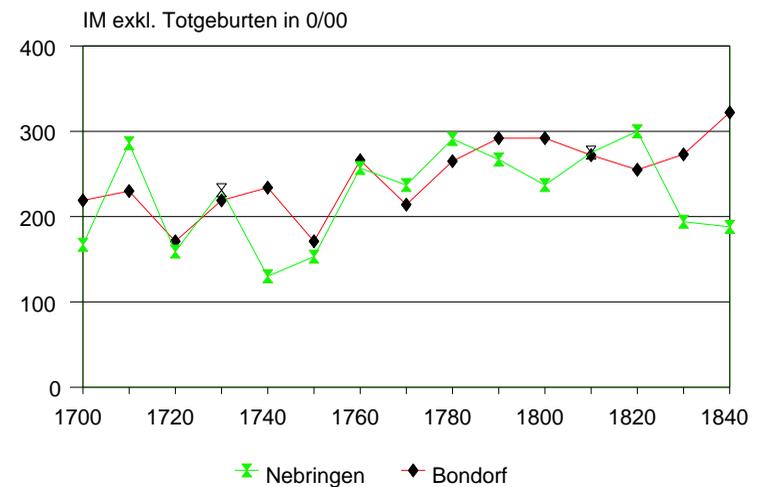


Abb.5.2.3.h. Quelle: Berliner Datenbank

Mikroregionale Fertilität

Sechs Gemeinden im UG Herrenberg

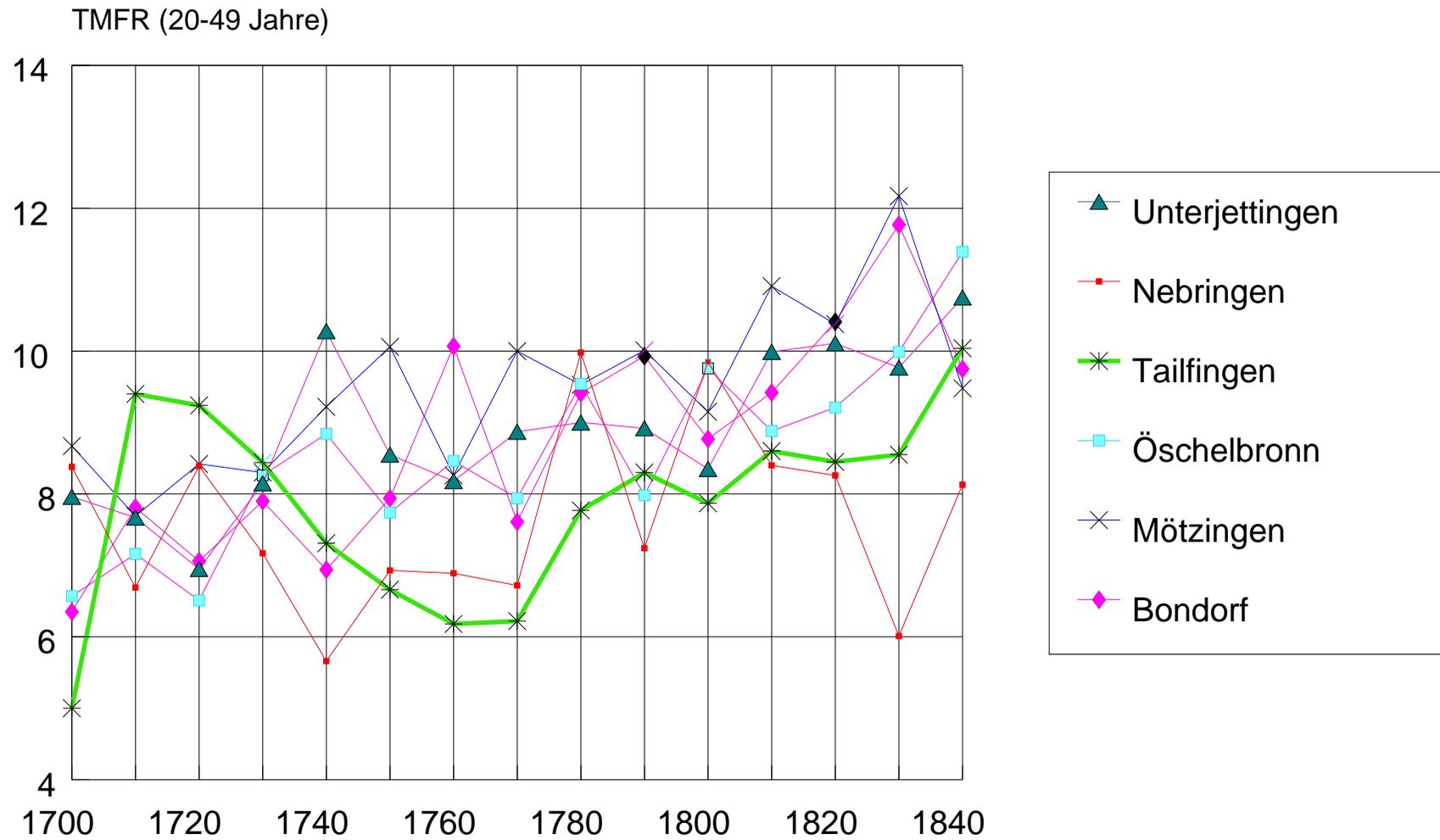


Abb.5.2.3.k. Quelle: Berliner Datenbank/

Alle Erstehen Typ1; Todesdatum beider Ehepartner bekannt;

Berechnung: R. Gehrman

Ehedauer: mindestens 5 Jahre

Weitere relevante Gemeinsamkeiten der Gemeinden Tailfingen (Hauptgemeinde des gleichnamigen Kirchspiels) und Nebringen (Filialgemeinde von Tailfingen) sind zunächst nicht auszumachen. Eine für die Erklärung der Säuglingssterblichkeit unbedeutende Übereinstimmung betrifft die Abwanderung, von der die Auswahlbevölkerung des Datensatzes aber in geringerem Maß betroffen war als die tatsächliche Bevölkerung. Immerhin scheint die Abwanderung aus kleinen Dörfern stärker gewesen zu sein als aus großen. Für den Zeitraum 1780-1829 liegen die von Maisch³¹ angegebenen Abwanderungsquoten bei durchschnittlich 4.5% in Bondorf, 5.0% in Mötzingen, 7.3% in Tailfingen und 6.1% in Nebringen. Wie die Abb. 5.2.3.g. zeigt, war zumindest diese Kongruenz erwartungsgemäß ohne Einfluß auf die mikroregionale Höhe der Säuglingssterblichkeit im Kirchspiel Tailfingen/Nebringen, die nämlich im selben Zeitraum ebenso konträr verlief wie etwa die Bevölkerungsentwicklung zwischen 1783 und 1821, die in Nebringen mit nur 5% Zuwachs nahezu stagnierte, dagegen in Tailfingen mit 53% Zuwachs erheblich expandierte (vgl. App.C.3.b.). Dies ist ein Wachstumsunterschied, der im Verbund mit der Unterjettinger Entwicklung dazu geeignet ist, die These aufzustellen, daß die Säuglingssterblichkeit zumindest in dem Zeitraum zwischen 1780 und 1829 umso höher war, je mehr die Bevölkerung stagnierte, und umso niedriger, je mehr die Bevölkerung wuchs. Dem widersprechen allerdings die Werte der Gemeinde Mötzingen, die belegen, daß ein sehr hohes Bevölkerungswachstum (57%) mit einer im fraglichen Zeitraum anhaltend hohen Säuglingssterblichkeit einhergehen konnte³².

Zusammenfassend läßt sich deshalb an dieser Stelle sagen, daß für den Zeitraum von 1780 bis 1829, für den einschlägige demographische Vergleichswerte vorliegen, keine unmittelbar erkennbare Abhängigkeit der Säuglingssterblichkeit von der Höhe und der Dynamik der Einwohnerzahlen, von der Höhe und der Entwicklung der Dichtezahlen oder von der naturräumlichen Lage der Gemeinden im Untersuchungsgebiet erkennbar wird.

Die letzte Feststellung läßt sich mit Hilfe der Abb.5.2.3.h. auch auf die Lage von zwei Gemeinden an derselben Hauptverbindungsstraße ausdehnen: Bondorf und Nebringen. Obwohl besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Divergenzen im Verlauf der Mortalität in beiden Gemeinden vorhanden waren, waren diese nicht so eklatant wie in Unterjettingen und Bondorf, zwei Dörfern, die durch einen Bergrückenausläufer voneinander getrennt und nur durch Nebenstraßen miteinander verbunden waren.

Ein anderes Ergebnis der intraregionalen Analyse bezieht sich auf das Verhältnis von Fertilität und Säuglingssterblichkeit. So zeigen die Abbildungen 5.2.3.c. und 5.2.3.k., daß die im Vergleich der untersuchten Gemeinden auffällig niedrige Säuglingssterblichkeit in Tailfingen mit einer nicht minder beachtlichen Distanz der ehelichen Fertilität zu den Vergleichsorten korrespondierte, ohne daß die jeweiligen Kurven allerdings einer parallelen Entwicklung gefolgt wären. Dieses Ergebnis gilt es bei der anschließenden Überprüfung des Faktors "Berufsstruktur" zu berücksichtigen.

Für das Untersuchungsgebiet Herrenberg sind exakt 3623 Eigenberufe der Eltern im Datensatz verzeichnet. Das macht zwar nur 46% aller Elternnennungen (= 7947) aus³³, betrifft aber immerhin 84% der verheirateten Väter (= 3631) und ledigen Elternteile (= 685). Von den 3623 verzeichneten Eigenberufen der Eltern bezieht sich über die Hälfte (= 1905 Einträge) auf die Berufe Bauer (28,5%), Weber (6,3%), Bürger (6,0%), Schneider (4,5%), Tagelöhner (3,7%) und Schuster (3,6%)³⁴. Damit handelt es sich bei diesen Berufen in der

³¹ A. Maisch, Notdürftiger Unterhalt... (1992), 216.

³² Der Unterschied zu Tailfingen wird aus App.C.3.a. und App.C.3.b. am besten deutlich.

³³ Für die 3631 verheirateten Mütter liegt nur in Ausnahmefällen eine Berufsangabe (und wenn, meistens Hebamme) vor.

³⁴ Die folgenden Berufsbezeichnungen entstammen den Kirchenbüchern, woraus sie unverändert in den Datensatz übernommen wurden. Berufskategorisierungen der Autorin sind App.C.3.c. zu entnehmen.

angeführten Reihenfolge um die häufigsten Vaterberufsnennungen im Untersuchungsgebiet. Abgesehen von der sehr unspezifischen Bezeichnung "Bürger" wurden alle diese Berufe in die berufsgruppenspezifische Analyse der Säuglingssterblichkeit übernommen, aber in der folgenden Weise gruppiert bzw. ergänzt:

Die Bezeichnung "Oberschicht" dient als schichtendifferenzierender Sammelbegriff für die ausgewählten Berufe bzw. gemeindlichen Amtsbezeichnungen Bürgermeister, Schultheiss, Gemeinderat, Gerichtsmann und Richter. Unter dieser Bezeichnung ist zu keinem Zeitpunkt die gesamte Oberschicht der fünf Gäu-Kirchspiele erfaßt. Der Begriff subsumiert lediglich Berufe bzw. Ämter von Familienvätern, die zur sozialen Oberschicht ihrer dörflichen Gemeinde zu rechnen waren. Die Datenauswahl unter der Berufsbezeichnung "Bauer" läßt zwar keine Differenzierung nach Hofgrößen zu, grenzt die Bauern auf familientragenden Stellen aber gegen solche mit Nebenerwerbstätigkeiten ab³⁵. Unter der Berufsbezeichnung "Weber" sind Leineweber, Strumpfweber und Stricker berücksichtigt³⁶. Unter der Bezeichnung "Meister" wurden solche des Nahrungsmittelgewerbes zusammengefaßt: Bäckermeister, Metzgermeister, Kuchenbäckermeister, Biersiedemeister und Bierbrauermeister. Die Berufsbezeichnung "Tagelöhner" umfaßt keine weiteren Charakteristika.

Die Abb.5.2.3.1. setzt die ausgewählten Berufe bzw. Berufsgruppen in Beziehung zur Anzahl der Geborenen in den jeweiligen Gemeinden des Untersuchungsgebietes Herrenberg. Sie gibt an, für wieviel Prozent der im Datensatz registrierten Geburten eine bestimmte Berufsbezeichnung angegeben ist. Demnach war z.B. für 29% der in Öschelbronn geborenen und im Datensatz registrierten Kinder "Bauer" als alleiniger Vaterberuf verzeichnet.

Der Vergleich der sechs Gemeinden untereinander zeugt von einer beachtenswerten Übereinstimmung des prozentualen Anteils der ausgewählten Vaterberufe am Gesamtspektrum der aus den Quellen eruierten Professionen, und zwar sowohl von Ort zu Ort als auch von Zeit zu Zeit.

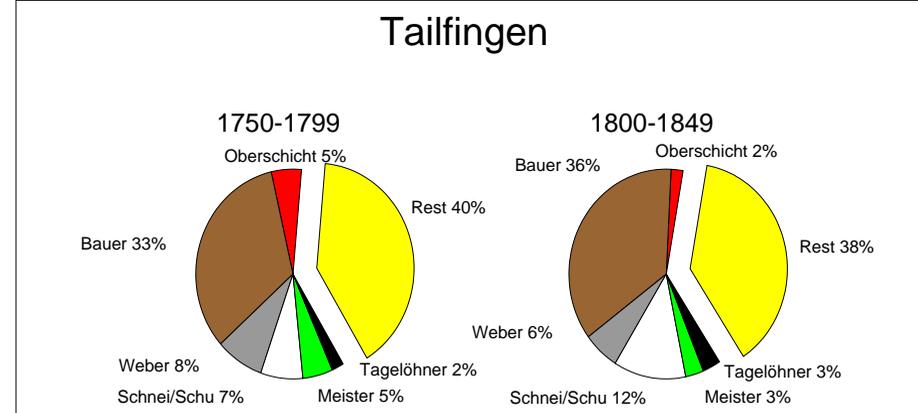
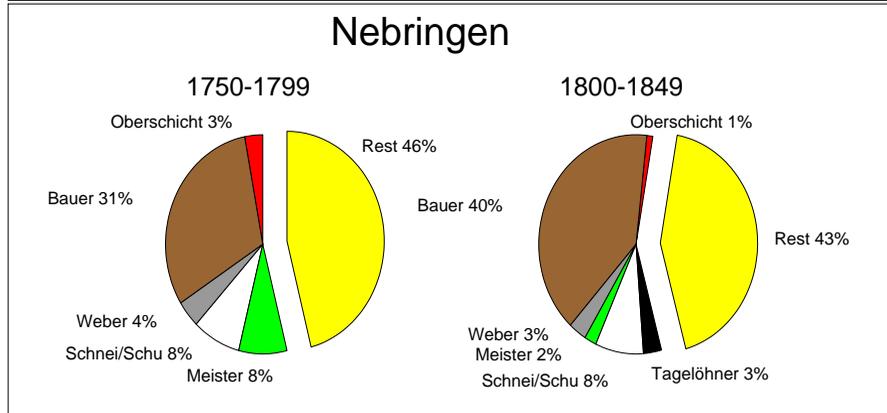
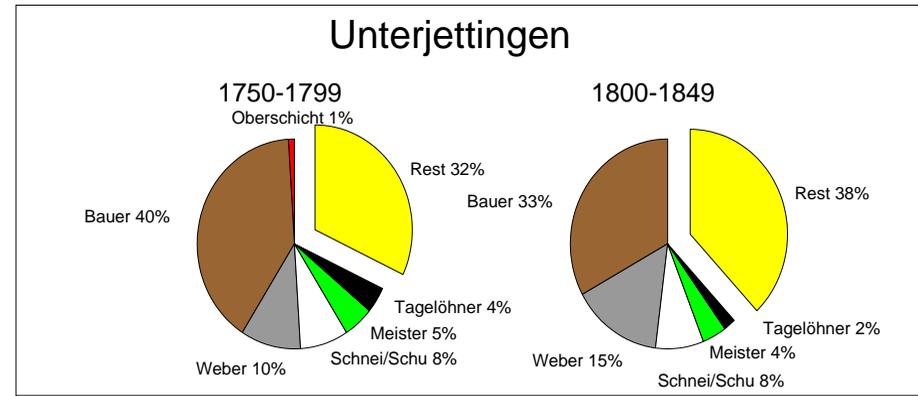
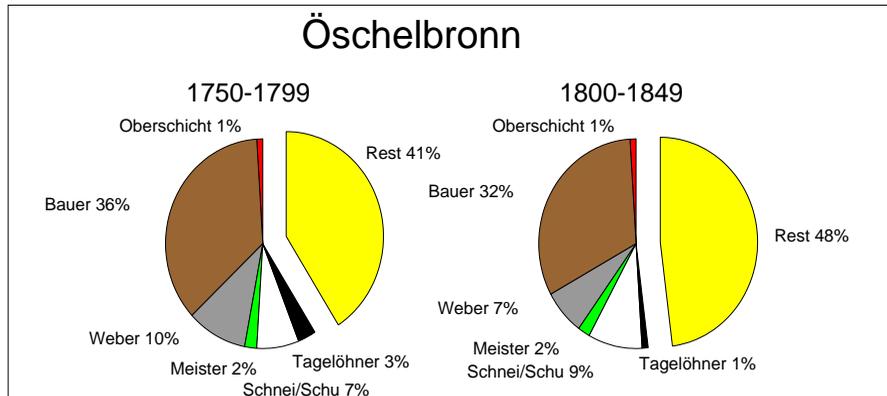
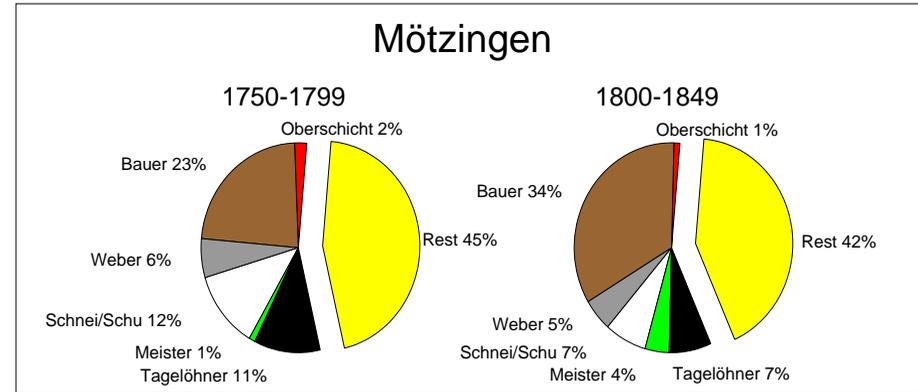
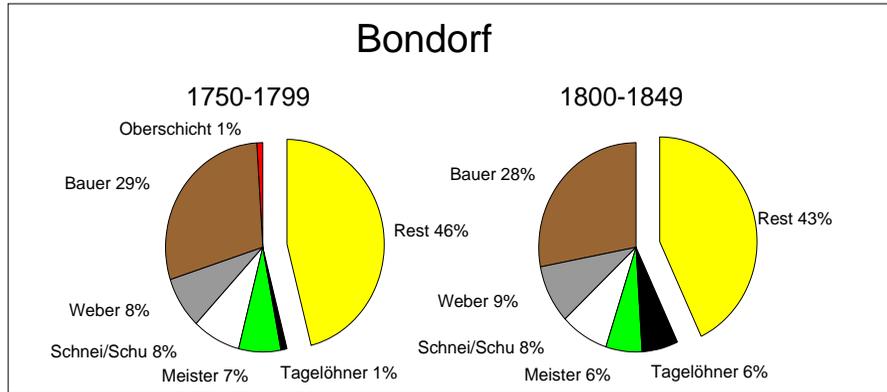
Der Anteil der ausgewählten Oberschichtsberufe erreichte nur in einem Kirchspiel, Tailfingen/Nebringen, und nur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr als 2%. Der Anteil der Väter mit der Berufsbezeichnung "Bauer" bewegte sich von 1750 bis 1850 zumeist zwischen 30 und 40%. In Bondorf, für das Vergleichszahlen aus der Literatur vorliegen, lag er laut Datensatz im Verlauf knapp unter 30%. Das gibt zu denken, denn nach Addition der Angaben von Maisch³⁷ betrug in Bondorf allein der tatsächliche Anteil der Groß- und Mittelbauern, die über mindestens 5 ha Land verfügten, über 40%. Der Vergleich unterstützt die Annahme, daß es sich bei den 30% Bauern im Datensatz hauptsächlich um Familienväter gehandelt hat, die über genug Land verfügten, um auf keinen Nebenverdienst angewiesen zu sein. Folglich wären die Kleinbauern, die Nebeneinkünfte hatten, in erster Linie unter den Vätern zu suchen, für die mindestens zwei Berufsbezeichnungen vorlagen ("Bauer usw.").

³⁵ Der Umstand, daß in diese Auswahl keine Bauern mit (in den Kirchenbüchern verzeichneten) Nebentätigkeiten eingegangen sind, ist lediglich ein Indiz dafür, daß es sich um Familienväter handelte, die hauptsächlich von der Landwirtschaft lebten.

³⁶ Dies geschah in Kenntnis der Tatsache, daß Väter, die mit diesen Bezeichnungen belegt wurden, sowohl von Beruf zu Beruf als auch über die Zeit ein unterschiedlich gutes oder schlechtes Auskommen hatten.

³⁷ A. Maisch, Notdürftiger Unterhalt... (1992), 86. Vgl. die Tabelle 4.2.2.2.c. Anteile einzelner Besitzgruppen in Bondorf, Gebersheim und Gruorn.

Der Anteil ausgewählter Vaterberufe am beruflichen Gefüge Herrenbergs: im Verhältnis zur Gesamtzahl der Geborenen



Oberschicht: Schulze, Richter, Gerichtsmann, Gemeinderat/

Meister: Bäcker, Metzger, Bierbrauer

(App.C.2.c.)

Was Tailfingen betrifft, so bietet der Anteil der Bauern keine Ansatzpunkte für eine Erklärung der niedrigen Säuglingssterblichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dasselbe trifft auf den Anteil der Weber, Meister und Tagelöhner zu, der im intraregionalen Vergleich der Gemeinden (ebenso wie der der Bauern) in etwa gleich groß war. Auffällig ist lediglich der jeweils über zehnprozentige Anteil der Väter mit den Berufsbezeichnungen Schneider oder Schuster in Tailfingen und Mötzingen. Ob dieser Anteil, der sich im einen Fall auf die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und im anderen Fall auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bezieht, Einfluß auf die Höhe der Säuglingssterblichkeit genommen hat, kann nur eine Analyse der berufsgruppenspezifischen Mortalität beantworten.

Eine solche Untersuchung dokumentiert die Abb.5.2.3.m. Sie zeigt, daß die berufsgruppenspezifischen Mortalitätsdifferenzen im Untersuchungsgebiet Herrenberg im Zeitraum 1700-1849 insgesamt nicht groß und nach Durchführung des Chi²-Tests auch in keiner der betrachteten 50-Jahres-Perioden signifikant sind. Selbst im Gesamtzeitraum lag die Irrtumswahrscheinlichkeit noch knapp über 5%. So kann auch für diesen nur von tendenziellen Unterschieden gesprochen werden. Demnach war die Säuglingssterblichkeit im Gesamtzeitraum in allen Gemeinden zusammen unter den Lebendgeborenen der Väter mit Oberschichtsberufen am niedrigsten und unter den Säuglingen der Bauern am höchsten. Der Unterschied beträgt mehr als 20%, beruht aber im Oberschichtsfall auf einer sehr kleinen Datengrundlage. Die Bauern nehmen mit einem Wert von durchschnittlich 260 p.m. die Spitzenposition ein, gefolgt von den Schneidern und Schustern sowie Webern im 240 pro-mille-Bereich und den Meistern und Tagelöhnern im 230 pro-mille-Bereich. Die Sterblichkeit der Säuglinge aus der Oberschicht überschritt dagegen nur knapp die 200 pro-mille-Marke.

Dies ist trotz der Signifikanzprobleme ein interessantes Ergebnis, das Anhaltspunkte dafür liefert, daß die Säuglingssterblichkeit in Agrargebieten offenbar unter landbesitzenden Familien, bei denen die Hausfrauen einen großen Teil der täglichen Pflichten auf dem Hof, in den Stallungen, im Gemüsegarten und - zur Erntezeit - auch auf dem Feld, übernehmen mußten, größer war, als unter solchen, die über wenig oder kein Land verfügten. Bemerkenswert ist auch die relativ niedrige Säuglingssterblichkeit der Tagelöhner-Säuglinge und der Umstand, daß die Neugeborenen der "Meister" in Württemberg größere Überlebenschancen hatten als die Neugeborenen von weniger qualifizierten Webern, Schustern und Schneidern. Bei der Suche nach Erklärungsmöglichkeiten stellt sich die Frage nach dem Umfang des Landbesitzes der einzelnen Handwerke. Durch Maischs Forschungsarbeit kann in diesem Zusammenhang als gesichert gelten, daß zwischen 1725 und 1829 in Bendorf die Bäcker und Metzger mit durchschnittlich 4.9 ha etwas mehr Land vererbten als die Schneider/Schuster (zusammen rund 3.8 ha) und Weber (2.7 ha)³⁸. Da in der Abb.5.2.3.m. unter der Bezeichnung "Meister" neben den Bierbauern vor allem die Bäcker- und Metzgermeister Berücksichtigung gefunden haben, spiegelt die Grafik nicht die erwartete Auswirkung von wenig bzw. viel Landbesitz auf die Säuglingssterblichkeit: Im Vergleich der Handwerksberufe bedeutete Landbesitz offenbar nicht automatisch hohe Säuglingssterblichkeit. Im Gegenteil: Die Mortalität der "Meisterkinder" war trotz des etwas größeren Landbesitzes niedriger als die Mortalität von Schneider- oder Schusterkindern. Der Vorteil des geringen Landbesitzes, der den Säuglingen der Tagelöhner, die über kein Land verfügten, gegenüber den Säuglingen der Bauern, die mit einiger Wahrscheinlichkeit über existenzsichernde Nutzungsflächen verfügten, in Form von mütterlicher Zeit und damit

³⁸ Vgl. A. Maisch, notdürftiger Unterhalt... (1992), 89. Die relativ hohen Durchschnittswerte verdanken sich zuvorderst dem Zeitraum von 1725-1759, als die Bäcker und Metzger durchschnittlich 6.8 ha, die Schneider und Schuster durchschnittlich 5.7 ha und die Weber 3.4 ha Land als Hinterlassenschaft vererbten. Im Laufe von einhundert Jahren reduzierte sich der Grundbesitz aller Handwerksberufe deutlich, ohne daß dies jedoch etwas an den Relationen geändert hätte.

Säuglingssterblichkeit nach ausgewählten Vaterberufen Untersuchungsgebiet Herrenberg

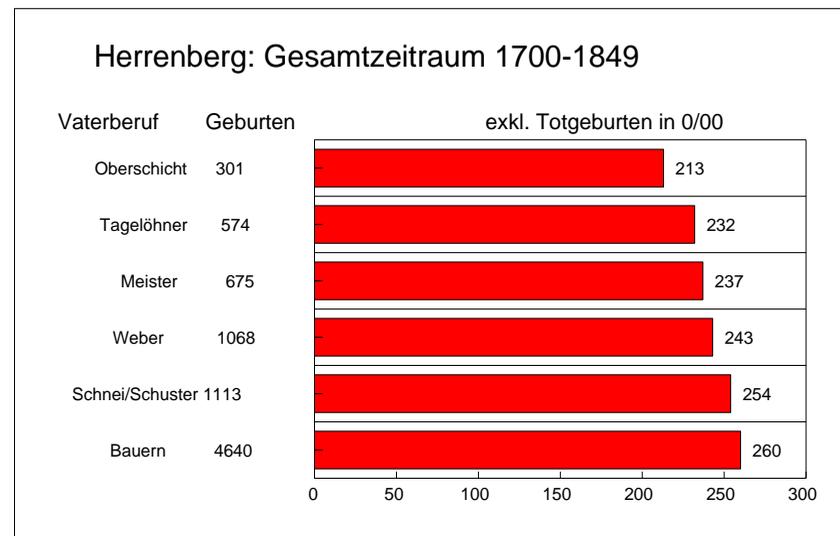
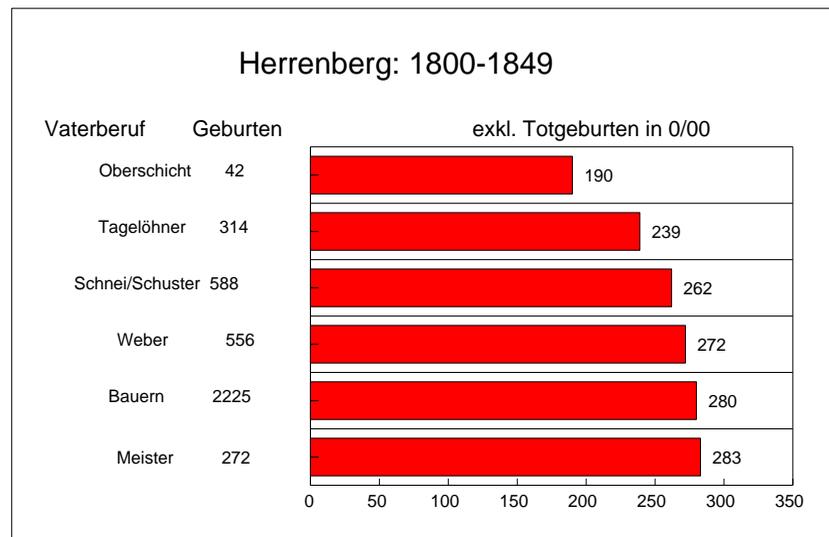
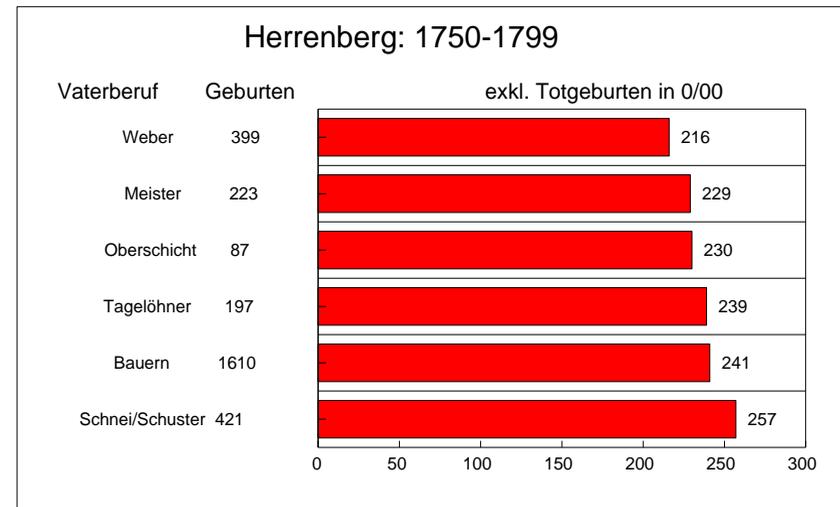
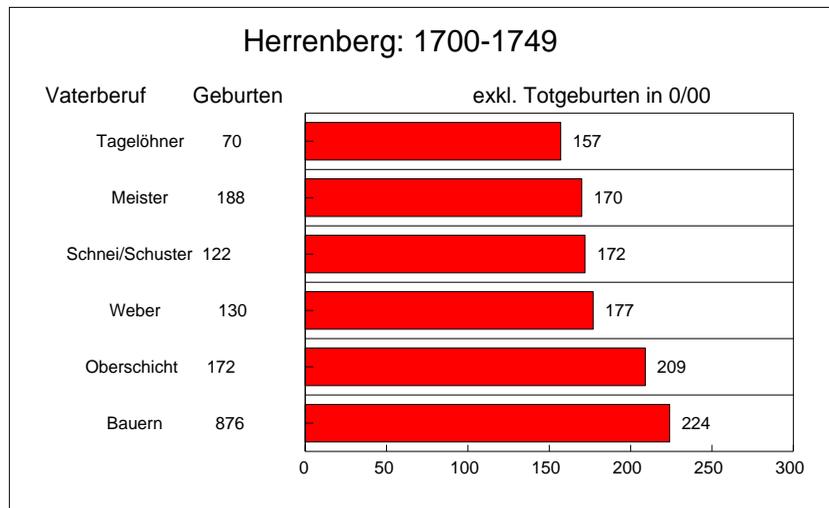


Abb.5.2.3.m. Teilgrafiken a-d Quelle: Berliner Datenbank

Zur Berufseinteilung (Oberschicht/Meister) vgl. App.C.2.c.

Pflege zugute gekommen sein mag, blieb offenbar dann ohne positive Folgen für die Neugeborenen, wenn die Mütter, wie in Handwerkerfamilien, zwar - so darf vermutet werden - weniger Verpflichtungen in der Land- und Viehwirtschaft, aber desto mehr im Handwerksbetrieb nachzukommen hatten. Größere Überlebenswahrscheinlichkeiten stellten sich hier nur für die Säuglinge ein, die mit der Hilfe von Knechten, Mägden oder Lehrlingen versorgt werden konnten, mithin für "Meisterkinder".

Diese Überlegungen unterstellen, daß die Verfügbarkeit von Pflege einen größeren Einfluß auf die berufsgruppenspezifische Säuglingssterblichkeit genommen hat als etwa der Wohlstand der Eltern. Dazu seien abschließend einige Ergebnisse zur geschlechts- und berufsgruppenspezifischen Analyse der neonatalen und postneonatalen Sterblichkeit angeführt.

Wie aus der Abb.5.2.3.n. abzulesen ist, war die Säuglingssterblichkeit der Lebendgeborenen in allen Gemeinden des Untersuchungsgebietes 1740-1839 in den ersten vier Wochen nach der Geburt deutlich höher als in den folgenden Altersabschnitten. Neben exogenen Todesursachen, wie z.B. nicht kindgerechter Ernährung im Nicht- bzw. Kurzstillgebiet, verringerten in diesem Zeitraum vor allem endogene Ursachen, wie Genschädigungen, Geburtsfolgen oder erblich bedingte Fehler (etwa des Immunsystems) die Überlebenschancen der Säuglinge. Besonders markant war die neonatale Mortalität in den Gemeinden Nebringen, Öschelbronn und Bondorf. In Nebringen konnte die hohe Sterblichkeit im ersten Monat allerdings durch äußerst niedrige Sterblichkeitswerte in den Monaten 2-12 ausgeglichen werden. In Öschelbronn und Bondorf führte die hohe neonatale Mortalität zu mikroregionalen IM-Spitzenwerten.

Von dieser Sachlage hebt sich die Entwicklung in Tailfingen wiederum ab. Ein Blick auf die Abbildung genügt, um deutlich werden zu lassen, daß die im Vergleich der Gemeinden noch immer unerklärte Niedrigsterblichkeit auf eine bemerkenswert geringe neonatale Sterblichkeit der Säuglinge männlichen Geschlechtes zurückzuführen war. Die entsprechende Sexualproportion (P), d.h. die Zahl der Knabensterbefälle auf 100 Mädchensterbefälle, belief sich im Zeitraum 1740-1839 auf 77. Im Gegensatz dazu betrug die Größe P in Tailfingens kirchlichem Filialort Nebringen 168. Da es keinen Anhaltspunkt dafür gibt, daß im Falle Tailfingens nach 1750 von einer Unterregistrierung der verstorbenen Säuglinge ausgegangen werden müßte³⁹, ist dies ein erstaunlicher Befund. Zur Erklärung können nur wenige Beobachtungen herangezogen werden.

Es ist nicht auszuschließen, daß die relativ geringe neonatale Sterblichkeit unter Jungen einen kompensatorischen Effekt hatte, denn mit 5,6% lag die männliche Totgeburtenrate in Tailfingen höher als in jeder anderen Gemeinde im Untersuchungsgebiet. Prozentual niedrig war dagegen die Knabensterblichkeit am Tag der Geburt: Sie lag mit 1,1% der Geburten unter dem Durchschnitt. Nach der Datenlage starben in Tailfingen mehr Ungeborene im Mutterleib als in den Nachbargemeinden. Diejenigen männlichen Säuglinge, die lebend zur Welt kamen, hatten dagegen etwas größere Chancen, nicht nur den Tag ihrer Geburt, sondern auch die ersten vier Wochen zu überleben.

Wie der Abb.5.2.3.o. zu entnehmen ist, macht die Analyse der berufsgruppenspezifischen Säuglingssterblichkeit im Untersuchungsgebiet deutlich, daß die endogene Sterblichkeit unter den Nachkommen von ausgewählten Oberschichtsangehörigen sowie Schneidern und Schustern, am geringsten war. Gründe hierfür mögen - zumindest im Falle der Oberschichtskinder - in einer besseren medizinischen Versorgung zu suchen sein. Im Falle

³⁹ Der durchschnittliche Prozentsatz der Geburten ohne Verbleibsnachricht beträgt lediglich 3 %, die Totgeburtenrate 4,2%.

Säuglingssterblichkeit nach Region, Geschlecht und Alter

Die Gemeinden im Untersuchungsgebiet Herrenberg 1740-1839

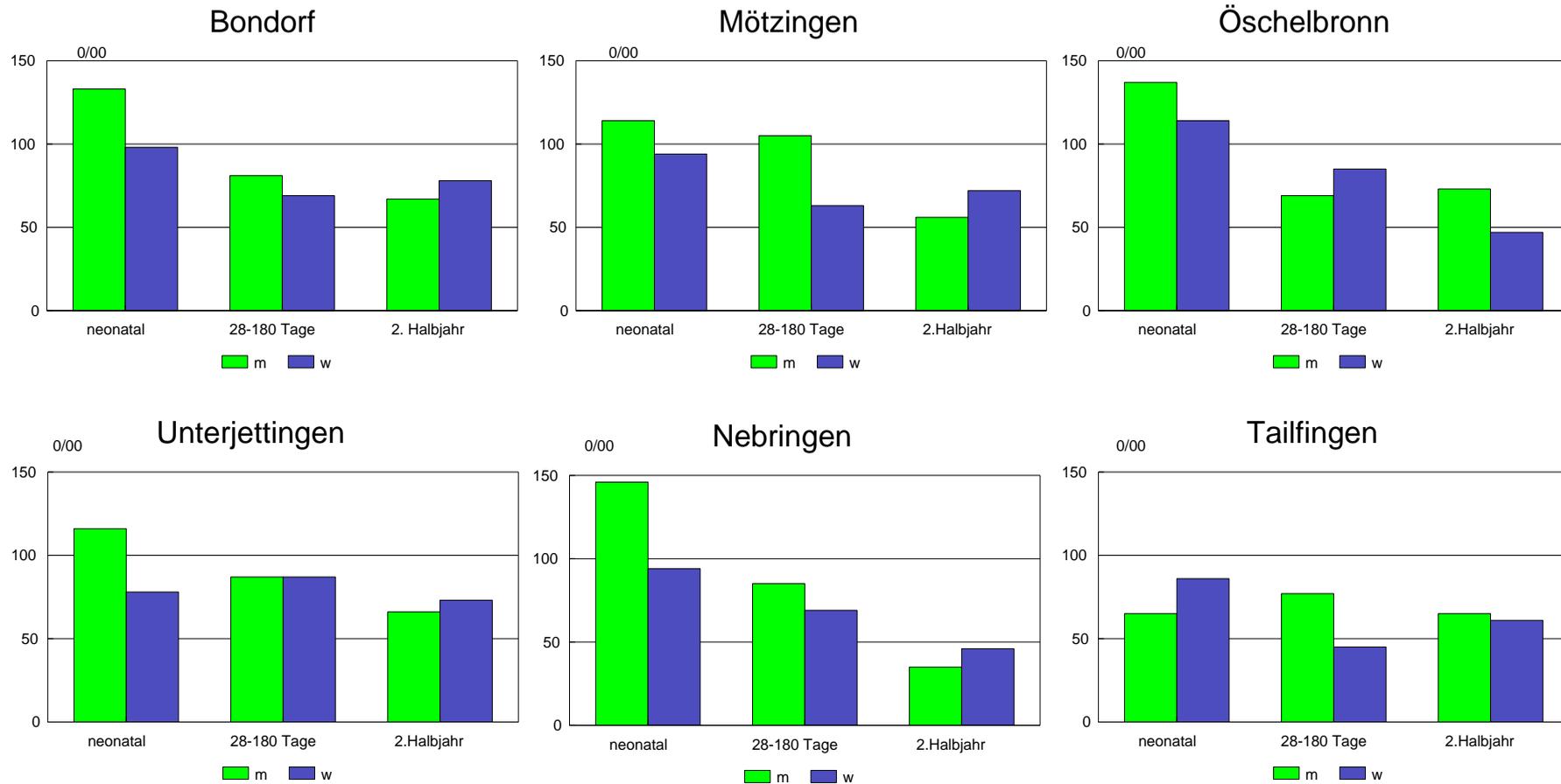


Abb.5.2.3.n. Quelle: Berliner Datenbank

Neo- und postneonatale Sterblichkeit legitimer Säuglinge

exkl. Totgeburten

Altersspezifische Säuglingssterblichkeit nach Vaterberufen

Untersuchungsgebiet Herrenberg 1740-1839

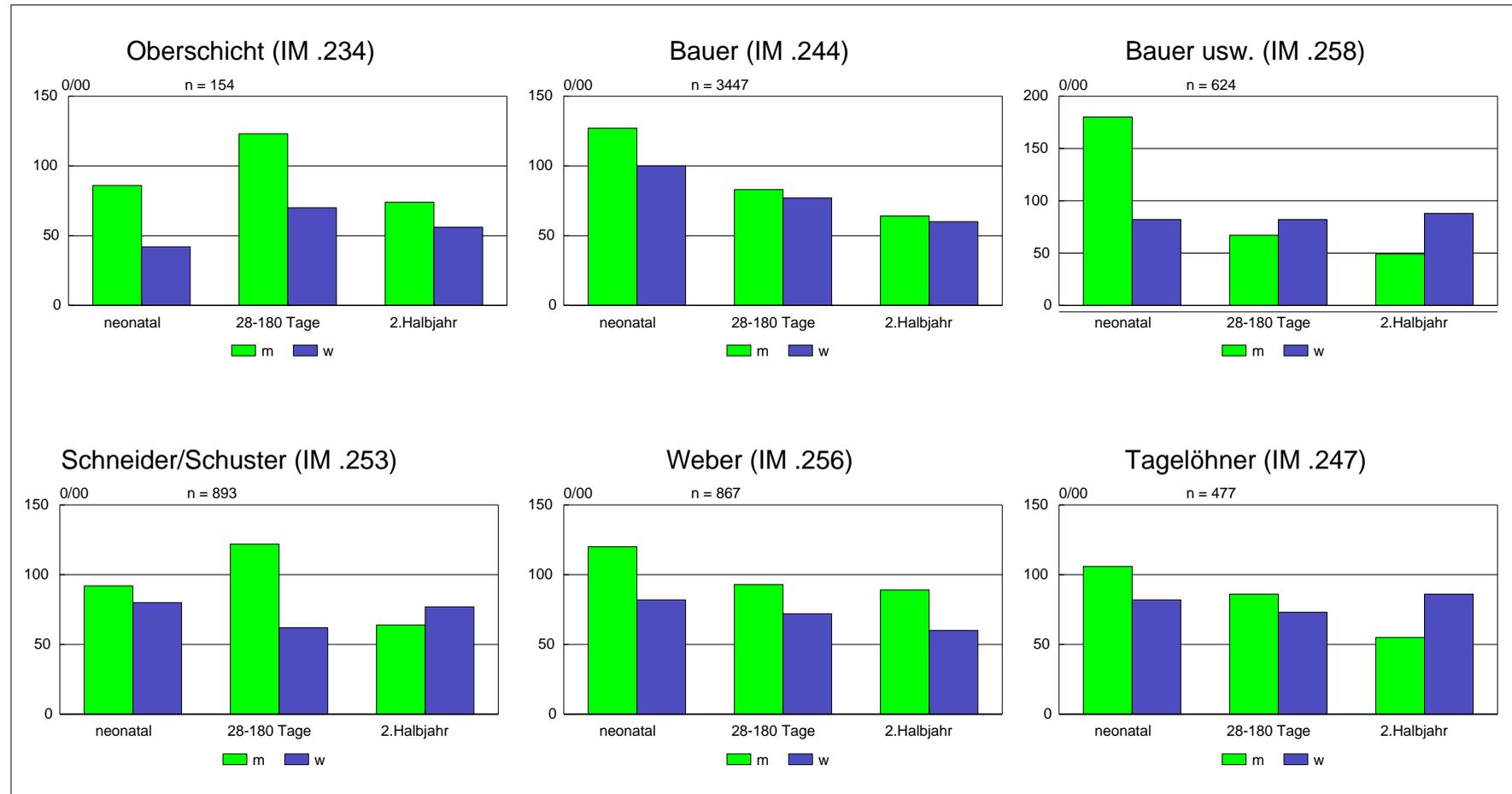


Abb.5.2.3.o. Quelle: Berliner Datenbank

exklusive Totgeburten;

Einteilung der Berufsgruppen in App.C.3.c.

der Schneider und Schuster ist dies weniger wahrscheinlich, aber gerade in dieser Berufsgruppe starben im ersten Lebensmonat auffällig wenige Jungen.

Auch für die niedrige neonatale Säuglingssterblichkeit in Tailfingen ist eine Erklärung angesichts des geschlechtsspezifischen Vorteils der männlichen Säuglinge nur schwer zu finden. Der folgende Deutungsansatz folgt zwei Spuren. 1. Die für Mädchen und Jungen getrennt vorgenommene berufsgruppenspezifische Analyse verhilft zu der Erkenntnis, daß die auffälligste Bevorteilung der männlichen Säuglinge auf die zahlenmäßig große Gruppe der Bauern fällt⁴⁰. 2. Geht man davon aus, daß es sich bei der beobachteten Differenz nicht um eine zufällige handelt, so muß die Ursache wegen des geschlechtsspezifischen Unterschieds beim Anteil exogener Todesursachen an der neonatalen Säuglingssterblichkeit gesucht werden. Zu denken wäre hier zum Beispiel an die Ernährungspraktiken. In Tailfingen gab es, wie an anderer Stelle bereits erwähnt, nach 1774 deutlich weniger Kühe und Rinder als in den anderen Gäudörfern. Wo weniger Milch zur Verfügung stand, war womöglich auch weniger Ersatznahrung verfügbar⁴¹. Die Folge könnte eine höhere Stillbereitschaft gewesen sein, die dann aber - einseitig - den männlichen Nachkommen zugute gekommen sein müßte.

Daß bewußte Einflußnahmen auf die Überlebenschancen der Säuglinge einzelner Berufsgruppen durchaus im Bereich des Möglichen liegen, zeigt die Abb.5.2.3.o.: So wird im Mittel aller Kirchspielgemeinden bei dem Nachwuchs der Weber keine bewußte Einflußnahme auf die Überlebenschancen des einen oder anderen Geschlechtes erkennbar, weder in den ersten vier Wochen noch in der Folgezeit. Dagegen sank die Sterblichkeit der neugeborenen Bauernkinder, je älter die Säuglinge wurden, zwar ebenfalls stetig, allerdings bei gleichzeitiger Verringerung der geschlechtsspezifischen Distanz. Vergleicht man diese Entwicklung mit der der Weberkinder und nimmt man gleichzeitig an, daß die Eltern aller Säuglinge vom Ende des ersten Lebensmonates an durch ihr Pflegeverhalten mehr Einfluß auf die nun vorherrschenden exogenen Todesursachen nehmen konnten, so läßt sich durchaus eine günstigere Entwicklung der postneonatalen Mortalität unter den männlichen Nachkommen der Bauern konstatieren. Diese Besserstellung vor dem frühen Tod wurde allerdings von der Bevorteilung der männlichen Säuglinge von Tagelöhnern oder Schneidern und Schustern im zweiten Halbjahr ihres Lebens noch übertroffen. Insbesondere bei letzteren festigt die weibliche Übersterblichkeit in den Monaten 6-12, im Verbund mit der bereits erwähnten geringen neonatalen Knabensterblichkeit, das Bild von einem Handwerksstand, dem offenbar an der Anzahl und dem Überleben der männlichen Erben sehr gelegen war. Interessanterweise waren auch die Töchter von Tagelöhnern im zweiten Lebenshalbjahr deutlich häufiger vom Tod bedroht als diejenigen, deren Väter Weber waren. Das textile Weberhandwerk, häufig von Frauen

⁴⁰ Aussagekräftige Ergebnisse zur neonatalen geschlechtsspezifischen Säuglingssterblichkeit der legitimen Lebendgeborenen liegen für die Bauern, die Weber und die zu einer Berufsgruppe zusammengefaßten "Schneider/Schuster" Tailfingens vor. Der Untersuchungszeitraum umfaßt die Jahre 1700-1849. Bei den "Schneidern/Schustern" lag die neonatale Mortalität der weiblichen Säuglinge weit über der der männlichen (P=145), die Werte beider Geschlechter (m 115/w 167 p.m.) übertrafen den Durchschnitt der Gemeinden des Untersuchungsgebietes 1740-1839: m 92/w 80 p.m. Die neonatale Sterblichkeit der Weberkinder (m 58/w 21 p.m.) lag ebenso wie diejenige der Bauernsäuglinge (m 72/w 89 p.m.) erwartungsgemäß deutlich unter dem Durchschnitt des Untersuchungsgebietes 1740-1839: m 93/w 72 p.m. bzw. m 127/w 100 p.m. Die Sexualproportion (P) weicht hier aber nur im Falle der Bauern auffällig vom Gesamtgebiet ab: Weber Tailfingen P=36/Weber Untersuchungsgebiet P=77; Bauern Tailfingen P=124/Bauern Untersuchungsgebiet P=79. Die Zahlen belegen, daß die weiblichen Webersäuglinge in Tailfingen ebenso wie im Untersuchungsgebiet in den ersten vier Wochen ihres Lebens besser gestellt waren als die männlichen. Dies traf im übrigen auch auf die postneonatale Sterblichkeit zu.

⁴¹ Eine Schlußfolgerung, die impliziert, daß die Säuglinge im übrigen Untersuchungsgebiet u.a. mit roher Kuhmilch ernährt wurden. Da dieselbe für Neugeborene in hohem Maße unverträglich ist, würde deren Verabreichung das Sterberisiko tatsächlich beträchtlich erhöht haben. Daß die Eltern dieses Risiko in Württemberg offenbar nicht selten eingegangen sind, belegen Zitate aus den Medizinischen Topographien in Kap.5.1.2.

und Mädchen in Heimarbeit betrieben, begünstigte demnach die Überlebenschancen der zukünftigen weiblichen Arbeitskräfte.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß der Faktor berufsgruppenspezifische Sozialstruktur Einfluß auf die Säuglingssterblichkeit in Württemberg genommen zu haben scheint. So war die neonatale Mortalität der Säuglinge, deren Väter ausgewählte Ämter in der Gemeinde innehatten oder einen Beruf ausübten, der zur gemeindlichen Oberschicht zu zählen war, tendenziell geringer als die derjenigen Säuglinge, deren Väter so ausschließlich Bauern waren, daß keine weiteren Nebenberufe im Kirchenbuch verzeichnet wurden. Dies ist eine Chancenungleichheit vor dem Tod, die aufgrund der relativ kleinen absoluten Zahlen vor dem Signifikanztest keinen Bestand hatte, die aber nichtsdestoweniger Plausibilität besitzt. Es darf vermutet werden, daß Gemeinderatsmitglieder, Bürgermeister oder Richter in Erwartung der Niederkunft ihrer Frauen eher nach einem ausgebildeten Geburtshelfer oder gar Arzt rufen konnten als andere Kirchspielmitglieder. Säuglinge, die in Handwerkerfamilien hineingeboren wurden, überlebten ihr erstes Lebensjahr ebenfalls durchweg eher als Bauernkinder. Allerdings waren unter Tagelöhnern und besonders Schneidern und Schustern die Überlebenschancen der Mädchen im zweiten Lebenshalbjahr deutlich geringer als die der Jungen.

Auf regionaler Ebene unterschieden sich die Dörfer weder hinsichtlich ihrer naturräumlichen noch ihrer beruflichen und sozialen Struktur bedeutend. Auch die langfristige Entwicklung der ortsspezifischen Säuglingssterblichkeit unterschied sich weder in der Höhe noch im Verlauf evident. Lediglich in Tailfingen blieb der kontinuierliche Anstieg der Säuglingssterblichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus. Verantwortlich hierfür war eine im Mittel von einhundert Jahren (1740-1839) bemerkenswert niedrige neonatale Säuglingssterblichkeit der männlichen Neugeborenen. Da auch die Fertilitätsrate bzw. die Zahl der in vollständigen Ehen geborenen Kinder in Tailfingen niedriger war als in den Nachbargemeinden, wird eine intensivere und ausgedehntere Stillpraxis als Hauptgrund für dieses Phänomen angesehen. Inwieweit die Tatsache, daß der Rindviehbestand in Tailfingen - im Gegensatz zu allen anderen Gemeinden des Untersuchungsgebietes - zwischen 1774 und 1816 zurückging, eine Rolle gespielt hat, muß offen bleiben. Festzuhalten bleibt jedoch, daß sich der Einfluß des sozioökonomischen Faktors "Viehbestand" selbst im Bewandtnisfall auf eine indirekte Wirkung beschränkt haben dürfte.